AJB

ARCHIV DER ARBEITERJUGENDBEWEGUNG

1/2023

Mitteilungen

Klasse und Klassenkampf in der Arbeiter*innenjugend

Slave Cubela

WORTERGREIFUNG, WORTERSTARRUNG, WORTVERLUST: Industrielle Leidarbeit als Grundlage moderner Klassenkonstitution

Lesen S. 5

Ralf Hoffrogge

PROJEKT ARBEITERKLASSE

Wie sich die frühe sozialistische Bewegung Kämpfe um Klasse, Rassismus und Geschlecht zu eigen machte

Lesen S. 15

Maria Daldrup/Arne Schott

Der intonierte Klassenkampf?

*Zum Liedgut der Arbeiter*innenjugendbewegung*

Lesen S. 23

GESPRÄCHSFOREN

Lesen S. 30

23. September 2023 – Jubiläumsfeier
40 Jahre Archiv der Arbeiterjugendbewegung

Liebe Genoss*innen,

Unter dem Motto »**Bauvolk der kommenden Welt**« haben wir uns auf unserer Archivtagung im Januar 2023 mit der Bedeutung des Klassenbegriffes in der Arbeiter*innenjugendbewegung befasst. Anlass war der Leitantrag auf der Bundeskonferenz 2021 der Sozialistischen Jugend Deutschlands – Die Falken, mit dem die Interessen der Arbeiterkinder und Arbeiterjugendlichen als Teil der Arbeiterklasse in den Mittelpunkt der Arbeit gestellt wurden. Das Ziel der Archivtagung war es, über den Klassenbegriff aus historischer Sicht zu reflektieren und seinem Stellenwert in der jugendverbandlichen Praxis nachzugehen.

Slave Cubela, Organizer und Gewerkschaftssekretär beim Vorstand der IG Metall, stellte verschiedene Klassentheorien vor, um die Phasen der Bewusstwerdung (Wortergreifung), der Erstarrung (Worterstarrung) und des Verlustes von Klassenbewusstsein (Wortverlust) der Arbeiter*innen vom 19. bis in das 21. Jahrhundert thesenartig nachzuvollziehen. Über eine Wiederbelebung des an der Arbeit als Produktivkraft orientierten Klassenbewusstseins äußerte sich Cubela angesichts der öko-logischen Herausforderung skeptisch gegenüber und fragte: »Müssen wir im Angesicht einer drohenden Menschheitskatastrophe nicht dringend eine neue soziale Sprache suchen, in der eine soziale Bewegung der Vulnerablen, ein Sozialismus der Salutogenese artikulierbar wird, in dem also das Recht auf Gesundheit und körperliche Unversehrtheit in der Arbeit mit einer nachhaltig-ökologischen Produktion verknüpft wird?«

Dass schon in der frühen Arbeiterbewegung, bei Karl Marx, Friedrich Engels und in der SPD nach dem Sozialistengesetz ein Klassenbegriff verwendet wurde, der sich nicht (wie es spätere ›68er‹-Linke meinten) allein auf die Arbeiterklasse konzentrierte, sondern auch die Gleichstellung der Geschlechter, eine antirassistische wie antikolonialistische Politik einschloss, erläuterte Ralf Hoffrogge in seinem Vortrag und folgerte daraus: »Der sozialistischen Bewegung gelang es, diesen Widerspruch zu politisieren, indem sie Geschlechterverhältnisse oder Kolonialismus als Teil einer ökonomischen Herrschaft begriff. Auch heute äußern sich Rassismus, aber auch Diskriminierung von Frauen oft in unbezahlter Arbeit, ungleichen Arbeitsverhältnissen und Löhnen oder Vermögensungleichheit – im Feld der Ökonomie also. Die Voraussetzungen für eine Verbindung von Klassenpolitik und Antidiskriminierung sind daher weiterhin gegeben.«

Dieser weite Blick auf das, was Arbeiterklasse und Klassenkampf bedeutet, bestimmte auch die Impulse und die Diskussion in den nachfolgenden Gesprächsforen. Sie offenbarten, wie unterschiedlich – und bisweilen umstritten – die jeweilige Bedeutung von Klasse für die Theorie und Praxis der sozialistischen Kinder- und Jugendarbeit war. Maria Daldrup und Arne Schott ergänzten das Tagungsprogramm um einen Einblick in das Liedgut der Arbeiter*innenjugendbewegung und die Verflechtungen mit dem Klassenbegriff.

Der kritische Rückblick von Fredrik Schwieger auf 100 Jahre Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde und die »Erziehung für eine Zukunft, die nicht kam« passt ebenso in den Themenschwerpunkt wie die Skizze des digitalen Projektes »PROTESTORY!«, das die Bereitschaft junger Menschen, für ihre Interessen einzutreten, anregt und unterstützt.

Für die Demokratie in der Weimarer Republik kämpfen, dem hatten sich die Eiserne Front ebenso wie das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold und seine Jugendabteilung, das Jungbanner, verschrieben. Barbara Stambolis befasst sich mit zwei Werken zum Thema von Sebastian Elsbach. Wolf-Dieter Rudolph bespricht den lesenswerten Band »Mit revolutionären Grüßen!« zu Postkarten aus der Hamburger Arbeiterbewegung, herausgegeben von René Senenko.

Welchen Stellenwert das Archiv der Arbeiterjugendbewegung in Politik und Gesellschaft, Wissenschaft und Archivwesen hat, darauf werden die geladenen Gäste bei unserem vierzigjährigen Jubiläum am 23. September 2023 eingehen. Der Vorstand des Förderkreises »Dokumentation der Arbeiterjugendbewegung« lädt euch ein, dieses Jubiläum gemeinsam mit uns zu feiern.

Dr. Wolfgang Uellenberg-van Dawen
Vorsitzender des Förderkreises
»Dokumentation der Arbeiterjugendbewegung«

»WIR SIND DAS BAUVOLK DER KOMMENDEN WELT!«

Inhalt

THEMA

4 **»Wir sind das Bauvolk der kommenden Welt!«**
Klasse und Klassenkampf in der Arbeiter*innenjugend

5 **Wortergreifung, Worterstarrung, Wortverlust: Industrielle Leidarbeit als Grundlage moderner Klassenkonstitution** Slave Cubela

15 **Projekt Arbeiterklasse: Wie sich die frühe sozialistische Bewegung Kämpfe um Klasse, Rassismus und Geschlecht zu eigen machte** Ralf Hoffrogge

23 **Der intonierte Klassenkampf? Zum Liedgut der Arbeiter*innenjugend-bewegung** Maria Daldrup/Arne Schott

GESPRÄCHSFOREN

30 Nach 1989: Braucht der Sozialismus den Klassenbegriff? Arne Schott

33 Klassenkampf im Zeltlager: gestern und heute Philipp Schweizer

36 Gruppenarbeit als Klassenarbeit: die Praxis Maria Daldrup

40 Klassenbegriff und Sozialistische Erziehung: die Theorie Christoph Hövel

REZENSIONEN

44 Weimar als »wehrhafte Demokratie«: »Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold« und »Eiserne Front« Barbara Stambolis
Sebastian Elsbach: Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Republikschutz und politische Gewalt in der Weimarer Republik, Stuttgart 2019
Sebastian Elsbach: Eiserne Front: Abwehrbündnis gegen Rechts 1931 bis 1933, Wiesbaden 2022

47 »Mit revolutionären Grüßen« Wolf-Dieter Rudolph
René Senenko (Hg.): »Mit revolutionären Grüße!« Postkarten der Hamburger Arbeiterbewegung 1900 – 1945 für eine Welt ohne Ausbeutung, Faschismus und Krieg, Hamburg 2022

AUS DER ARBEITER*INNENJUGENDBEWEGUNG

50 **100 Jahre Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde: (Sozialistische) Erziehung für eine Zukunft, die nicht kam** Frederik Schwieger

AUS DEM ARCHIV

56 **PROTESTORY! Eine interaktive Plattform zu Geschichte und Gegenwart von Jugendprotestkulturen** Maria Daldrup

VERANSTALTUNGEN

58 **40 Jahre Archiv der Arbeiterjugendbewegung: Festakt am 23. September 2023 in Oer-Erkenschwick**

60 AUTOR*INNEN

Die Frage der antimilitaristischen Haltung ist in der Arbeiter*innenjugend aktueller denn je. Schon bei der Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde (RAG) war Antimilitarismus ein wesentliches Element der sozialistischen Erziehung. In der Praxis schlug sich dies u.a. in Friedensfeiern als integralem Bestandteil der Kinderrepubliken nieder. Die hier fotografierte Friedensfeier war Höhepunkt der Kinderrepublik Seekamp bei Kiel im Jahre 1927. Die Fotografie der Veranstaltung zeigt die Inszenierung von Masse: Die Kinder senkten – begleitet vom Gesang eines Kinder-Chores – ihre Fahnen, während Kurt Löwenstein auf einem Hügel stehend eine flammende Rede gegen den Krieg hielt, die Faust zum Kampfe in die Höhe gereckt. Die Kinder wurden so einerseits emotionalisiert und andererseits lernten sie, sich als in der Kinderrepublik selbst organisiertes Kollektiv zu inszenieren. AAJB, Fotosammlung, 02/08

MEHR ZUM THEMA In einem der nächsten Hefte der Zeitschrift *24 Stunden sind kein Tag* setzt sich Janika Schmidt ausführlicher mit dem Thema »Erziehung gegen den Krieg bei der Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde« auseinander.

Janika Schmidt hat im Rahmen ihres Studiums ein Praktikum im Archiv der Arbeiterjugendbewegung absolviert. Neben der klassischen archivischen Tätigkeit engagierte sie sich insbesondere in der historisch-politischen Vermittlungsarbeit.

Wir bieten regelmäßig studien- und ausbildungsbegleitende Praktika in unserem Archiv an. Bei Interesse meldet euch unter: **archiv@arbeiterjugend.de**.

»Wir sind das Bauvolk der kommenden Welt!«

Klasse und Klassenkampf in der Arbeiter*innenjugend

Am 20. und 21. Januar 2023 griff die Jahrestagung des Archivs der Arbeiterjugendbewegung ein seit geraumer Zeit wieder aktuelles Thema auf: die Bedeutung von Klasse und Klassenkampf in der Arbeiter*innenjugend. Ob nun Klasse als historische und soziologische Kategorie, als politischer Kampfbegriff im Arbeiterlied, als pädagogische Praxis in Zeltlager und Gruppenstunde oder theoretische Grundlage sozialistischer Erziehung in Ost und West: Die vielfältigen Dimensionen von Klasse und Klassenkampf wurden auf der Jahrestagung in Fachvorträgen von Slave Cubela, Dr. Ralf Hoffrogge, Maria Daldrup und Arne Schott ausgelotet und in vier Gesprächsforen vertiefend diskutiert. Die Beiträge der Jahrestagung des Archivs der Arbeiterjugendbewegung finden sich auf den folgenden Seiten.

Klasse und Klassenkampf in der Arbeiter*innenjugend

Jahrestagung des Archivs der Arbeiterjugendbewegung am 20./21. Januar 2023

Die Jahrestagung des Archivs der Arbeiterjugendbewegung greift am 20. und 21. Januar 2023 ein seit einiger Zeit wieder aktuelles Thema auf: die Bedeutung von Klasse und Klassenkampf in der Arbeiter*innenjugendbewegung. Ob nun Klasse als historische und soziologische Kategorie, als politischer Kampfbegriff im Arbeiterlied, als pädagogische Praxis in Zeltlager und Gruppenstunde oder theoretische Grundlage sozialistischer Erziehung in Ost und West: Die vielfältigen Dimensionen von Klasse und Klassenkampf werden auf der Jahrestagung in Fachvorträgen ausgelotet und in Gesprächsforen vertiefend diskutiert.

Die Archivtagung findet (unter Vorbehalt) in Präsenz statt. Die Teilnehmer*innenzahl vor Ort ist allerdings begrenzt. Programm, Preise, Anmeldung (bis 15.1.2023!) siehe: www.arbeiterjugend.de

AJB ARCHIV DER ARBEITERJUGENDBEWEGUNG
Haardgrenzweg 77 I D-45739 Oer-Erkenschwick
Tel.: 02368.55993 I archiv@arbeiterjugend.de

FREITAG, 20. JANUAR 2023

Dr. Wolfgang Uellenberg-van Dawen (Köln)
Frederik Schwieger (Leipzig) · Philipp Schweizer (Erfurt)
Moderation: Bärbel van Dawen

Begrüßung und Eröffnung

Slave Cubela (Frankfurt am Main)
Zwischen Wortergreifung und Wortverlust – Industrielle Leidarbeit als Grundlage moderner Klassenkonstitution

Maria Daldrup · Arne Schott (Oer-Erkenschwick)
Der intonierte Klassenkampf? Zum Liedgut der Arbeiter*innenjugendbewegung

SAMSTAG, 21. JANUAR 2023

Begrüßung Dr. Wolfgang Uellenberg-van Dawen (Köln)

Dr. Ralf Hoffrogge (Berlin)
Rassismus, Klasse und Geschlecht – Herausforderungen für den Sozialismus im deutschen Kaiserreich

GESPRÄCHSFOREN GF *inkl. Pausen*

GF1 Nach 1989: Braucht der Sozialismus den Klassenbegriff?
Inputs: Dr. Kay Schweigmann-Greve, Michael Vollert

GF2 Klassenkampf im Zeltlager: gestern und heute
Inputs: Frederik Schwieger, Harald Wirbals

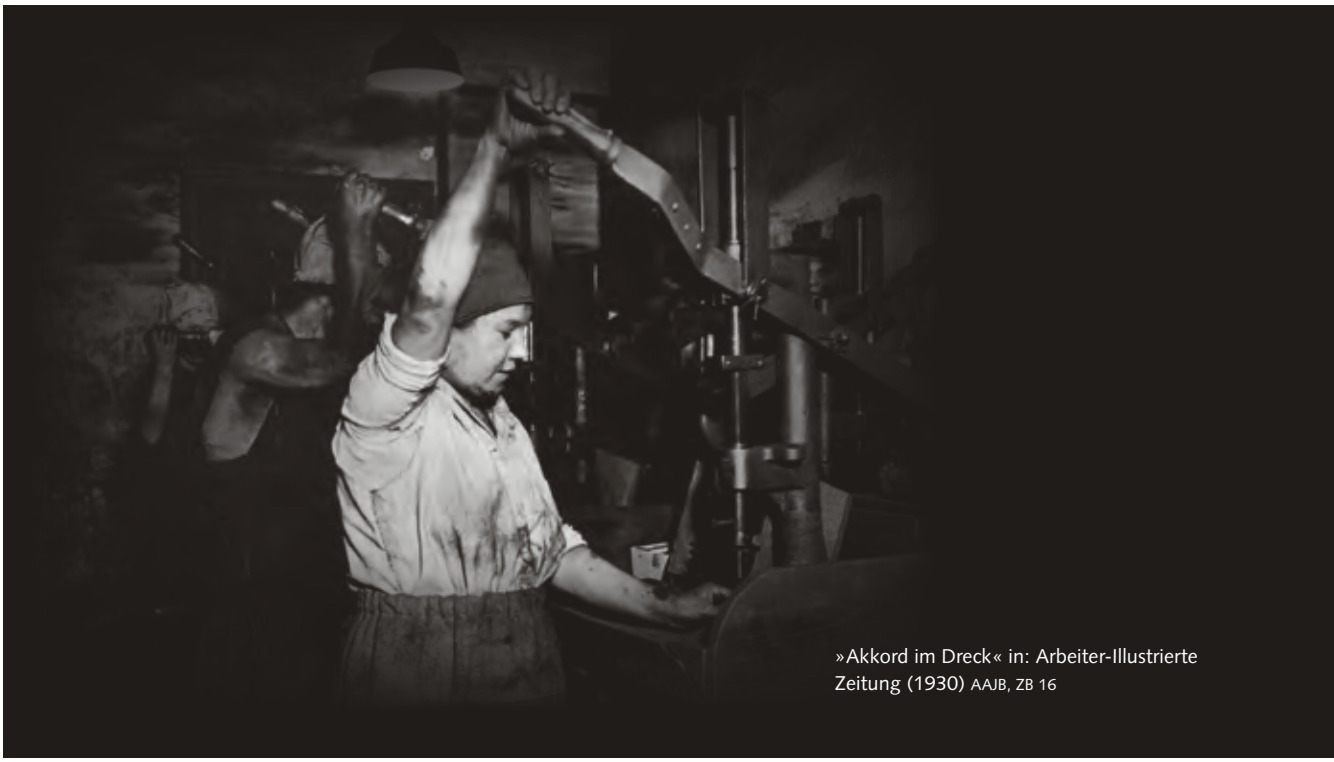
GF3 Gruppenarbeit als Klassenarbeit: die Praxis
Inputs: Jana Herrmann, Gudrun Probst-Eschke, Dr. Wolfgang Uellenberg-van Dawen

GF4 Klassenbegriff und Sozialistische Erziehung: die Theorie
Input: Veit Dieterich

Abschlussdiskussion
Karl Müller-Bahlke: Klasse und Klassenkampf bei der SJD – Die Falken

Wortergreifung, Worterstarrung, Wortverlust: Industrielle Leidarbeit als Grundlage moderner Klassenkonstitution[1]

Slave Cubela



»Akkord im Dreck« in: Arbeiter-Illustrierte Zeitung (1930) AAJB, ZB 16

Der Auftrag, der mir für diesen Vortrag mitgegeben wurde, lautete, der Frage nachzugehen, warum und wie es in der bürgerlichen Gesellschaft zur Entstehung von Arbeiterklassen kam. Wenn ich das im Folgenden tue, dann nicht deshalb, weil hier ein Mangel an Forschung feststellbar wäre und ich hier womöglich lustvoll weitgehendes Neuland kultivieren darf. Im Gegenteil! Jede*r, der*die sich dem Begriff und dem Phänomen der Arbeiterklassen nähert, merkt schnell, wie die Bücher- und Zettelberge auf dem eigenen Schreibtisch anschwellen. Konnte man nach 1989 eine kleine klassentheoretische Flaute registrieren, dann hat sich die Lage inzwischen geändert. Ähnlich wie das Gespenst des Kommunismus im 19. Jahrhundert nicht totzukriegen war, so spukt der Klassenbegriff zu Beginn des 21. Jahrhunderts wieder in vielen Debatten herum.

Meine These lautet: Betrachtet man die gängigsten Klassentheorien, dann haben diese zwar bei der Frage, warum es überhaupt zur Arbeiterklassen-bildung gekommen ist, keine echte Leerstelle, aber die verbreitetsten Klassentheorien neigen zu Verkürzungen und Einseitigkeiten, wenn sie zu erklären suchen, warum Arbeiter*innen zu einer Arbeiterklasse werden, weshalb frische Impulse in diesem alten Problemgebiet keinesfalls überflüssig oder unmöglich sind. Ich hoffe, diese Impulse mit meinem Konzept der industriellen Leidarbeit zu setzen.

[1] Es handelt sich hier um die überarbeitete Fassung des Vortrages auf der Jahrestagung des Archivs der Arbeiterjugendbewegung am 20./21. Januar 2023.

Um diese These nun genauer zu erläutern, will ich in einem ersten Schritt vier der gängigsten Theorien der Arbeiterklassen-Konstitution benennen. Erstens: die verschiedenen soziologischen Theorien der sozialen Ungleichheit, für die die Arbeiterklassenbildung vor allem eine Frage der Verteilung der materiellen Ressourcen einer Gesellschaft ist. Zweitens: die im weitesten Sinne sozialdemokratischen Klassentheorien, die davon ausgehen, dass objektive Strukturen der gesellschaftlichen Produktion soziale Klassen gewissermaßen präformieren und über mächtige Arbeiter-Organisationen, Bildung, politische Schulungen und geordnete soziale Kämpfe die Arbeiter*innen zu einer Arbeiterklasse »an-und-für-sich« werden. Drittens: Theorien der unablässigen und spontanen Klassenbildung. »Where capital goes, the conflict goes«, schrieb Beverly Silver 2005 in »Forces of Labor«[2] und das meint: Indem Kapitalverhältnisse als konfliktorische Sozialverhältnisse verstanden werden, bilden sich in der operaistischen Klassentheorie in und um diese Konflikte herum unablässig kämpferische Arbeiterklassen. Viertens: die geschichtsreflexiven Klassentheorien im Anschluss an Edward P. Thompsons Klassiker »The Making of the English Working Class«.[3] Diese Klassentheorien suchen dem Umstand Rechnung zu tragen, dass die Menschen trotz aller vorgefundenen Bedingungen ihre Geschichte letztlich selbst machen, es um soziale Selbstermächtigung gehe.

Wichtig ist nun: Obgleich jede dieser Theorien der modernen Klassenbildung besondere Einsichten liefert, stechen meines Erachtens die geschichtsreflexiven Klassentheorien aus einem zentralen Grund hervor: Nur in diesen Theorien rücken Arbeiter*innen als komplexe, widersprüchliche menschliche Subjekte und geschichtliche Akteure in den Mittelpunkt der Klassenkonstitution. Sie werden also weder auf statistische Zahlenreihen reduziert (Theorien der sozialen Ungleichheit), noch wird ihre Geschichte zu einer Geschichte ihrer Organisationen und Für-Sprecher*innen (sozialdemokratische Theorien). Und sie sind auch kein spontaner »prozessierender Widerspruch«, den das Kapital unablässig fürchtet (operaistische Theorien). Allerdings: So sehr wir mit der Hinwendung zu geschichtsreflexiven Theorien der Klassenbildung einen immensen Schritt nach vorn machen, so schnell stellt man fest, dass hier erneut Probleme auf uns warten. Inwieweit enthalten die geschichtsreflexiven Theorien »harte« Einsichten, die verallgemeinerbar sind, wenn diese Theorien die Offenheit des historischen Klassenbildungsprozesses betonen und wenn sie sich zugleich fast immer auf einzelne Länder oder einzelne Arbeiter*innensegmente in der Darstellung beschränken? Können geschichtsreflexive Klassentheorien auch Prozesse der Stagnation oder gar des Niedergangs von Arbeiterklassen erklären, wenn diese Theorien weit überwiegend die Entstehung von Arbeiterklassen nachzuvollziehen suchen? Wenn in geschichtsreflexiven Theorien der Klassenbildung die Entstehung der Arbeiterklasse mit der Entwicklung einer eigenen Arbeitersprache und -kultur verknüpft ist, also ein »Lernprozess«[4] oder eine »Wortergreifung«[5] hervorgehoben wird, dann wird in diesen Theorien die Herausbildung proletarischer Klassenkulturen im 19. Jahrhundert zugleich oft mit Kampferfahrungen dieser Arbeiter*innen verknüpft. Welche Rolle aber spielen bei dieser Klassenkonstitution jene handgreiflichen Erfahrungen, die die Arbeiter*innen als materiell-sinnliche Produzenten in ihrem Arbeitsleben sammel(te)n?

---

[2] Beverly J. Silver: Forces of Labor. Arbeiterbewegungen und Globalisierung seit 1870, 2. Aufl., Berlin 2005.

[3] Edward P. Thompson: Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse, zwei Bände, Frankfurt am Main 1987.

[4] Michael Vester: Die Entstehung des Proletariats als Lernprozess. Zur Soziologie und Geschichte der Arbeiterbewegung, Frankfurt am Main 1972.

[5] Ulla Pruss-Kaddatz: Wortergreifung. Zur Entstehung einer Arbeiterkultur in Frankreich, Frankfurt am Main 1982.

DAS KONZEPT DER INDUSTRIELLEN LEIDARBEIT

Damit ist nun grob das klassentheoretische Plateau umrissen, auf dem ich das Konzept der industriellen Leidarbeit situiere und für das es hoffentlich neue Impulse bereithält. Ich möchte hier nicht den Eindruck erwecken, dass mir überzeugende Antworten auf diese klassentheoretischen Probleme leichtgefallen wären. Vielmehr ist es wahrscheinlich so, dass ich mich mit dem punktuellen Kreisen um diese Probleme zufriedengegeben hätte, wenn mir nicht der Zufall in Gestalt von Wolfgang Hiens Buch »Die Arbeit des Körpers«[6] auf die Sprünge geholfen hätte. Hiens beeindruckende Studie über die tiefgreifenden Verwundungen, die der Arbeitsprozess im gesamten 20. Jahrhundert in Deutschland und Österreich nach sich zog und bis heute zieht, führte mir als langjährigem Betriebsrat und Gewerkschaftsorganizer vor Augen, wie ungebrochen auch in entwickelten Ländern der westlichen Welt Arbeit für viele Arbeiter*innen schlicht anhaltendes Arbeitsleid bedeutet. Und fast noch wichtiger waren die anschließenden Fragen: Wenn Hiens Buch z. B. daran erinnerte, wie sehr Arbeiter*innen im Arbeitsprozess als Subjekte nicht nur geprägt, sondern regelrecht deformiert werden, welche politisch-historischen Implikationen hatten diese Arbeiter*innen-Erfahrungen im Arbeitsprozess? Schüttelten Arbeiter*innen diese Erfahrungen in ihren Kämpfen einfach ab und leisteten dort dann gewissermaßen »bedingungslosen« Widerstand? Oder wirkte das Arbeitsleid auf den sozialen Widerstand ein, nicht zuletzt deshalb, weil es diese Menschen früher oder später resignieren ließ? In welchem Verhältnis stehen also die Erfahrung von Arbeitsleid auf der einen und der soziale Widerstand von Arbeiter*innen auf der anderen Seite überhaupt?

Die Antwort, die das Konzept der industriellen Leidarbeit auf diese Fragen gibt, umfasst vier wesentliche Überlegungen. Erstens: Wenn Hiens Buch die Bedeutung des Arbeitsprozesses für das Leben von Arbeiter*innen hervorhebt, dann stellt das Konzept der industriellen Leidarbeit diesen Arbeitsprozess folgerichtig in den Mittelpunkt seiner klassentheoretischen Überlegungen. Wirft man nun einen Blick in die Forschungsliteratur zum Phänomen Arbeiterklasse, wird schnell deutlich, dass diese zwar fast immer Löhne, Arbeitszeiten, Beschäftigungsquoten, Wohnkulturen, Freizeitverhalten etc. von Arbeitern registriert, die komplexen psychophysischen Dynamiken im Arbeitsprozess werden allerdings häufig nicht erwähnt oder nur gestreift. Zweitens: Hien arbeitet in seinem Buch klar heraus, wieviel Leid Arbeiter*innen in ihrem Arbeitsleben bis ins 21. Jahrhundert hinein zu durchleben haben. Das Konzept der industriellen Leidarbeit unterstellt ergänzend, dass die Erfahrung von Arbeitsleid bei der Subjektprägung von Arbeiter*innen eine gewichtige Rolle spielt. Damit soll nicht behauptet werden, dass dieses Leid alle Arbeiter*innen gleichermaßen trifft, denn allein schon, weil sie Individuen sind, sind Arbeiter*innen unterschiedlich resilient. Aber wenn wir uns vergegenwärtigen, dass der bürgerliche Produktionsprozess durchzogen ist von Arbeitsprozessen, in denen Unternehmen und öffentliche Arbeitgeber tendenziell ein Maximum an Arbeitskraft für den Arbeitslohn herauszupressen suchen, da sie sonst unter Konkurrenzbedingungen ins Hintertreffen geraten würden, so hat Arbeitsleid ohne Zweifel eine sozialepidemische Dimension. Drittens: Marx betonte, Arbeiter*innen nicht nur als passive Wesen zu sehen, die ihrem Elend ausgeliefert sind und die deshalb – wie in der sozialdemokratischen Klassentheorie – notwendig Hilfe von außen brauchen. Das Konzept der industriellen Leidarbeit nimmt diesen Hinweis auf, indem es Arbeitsleid als dynamischen Prozess betrachtet, in dem Arbeiter*innen ebenso aktiv sind wie ihre sogenannten Arbeitgeber*innen. Um das zu unterstreichen und so klar zu machen, dass Arbeiter*innen Subjekte bleiben, spreche ich von industrieller Leidarbeit. Mit anderen

[6] Wolfgang Hien: Die Arbeit des Körpers, Wien 2018; siehe auch: Rezension zum Buch von Christoph Hövel, in: Mitteilungen des Archivs der Arbeiterjugendbewegung (2021) H. 1, S. 55 – 58.

Erinnerung an das Jahr 1889: Plakat zur Geschichte des 1. Mai (1979) AAJB, Plakatsammlung, PL-A 504

Worten: Alle Arbeiter*innen machen eigenständige Leiderfahrungen, indem sie beständig nach Formen des Umgangs mit diesem Leid suchen. Die industrielle Leidarbeit kann dabei sehr verschieden daherkommen: individuelle Schnippchen, kleine Gespräche unter Kollegen, situative Fluchten im Arbeitsalltag, anonyme Sabotageakte, spontane Arbeitsniederlegungen, gewerkschaftliche Aktivitäten usw. Viertens schließlich: Das Konzept der industriellen Leidarbeit geht davon aus, dass es keine Arbeit ohne sprachliche Sinnzuschreibungen gibt, d. h. in jeder menschlichen Gesellschaft etabliert sich eine Arbeit-Sprache-Verkettung. Diese Verkettung ist in doppelter Hinsicht von entscheidender Bedeutung. Auf der einen Seite stabilisiert sie herrschende Produktionsverhältnisse, indem sie etwa in der bürgerlichen Welt Arbeiter*innen »erklärt«, warum sie freiwillig arbeiten müssen, warum sie dabei diszipliniert zu arbeiten haben und warum sich produktive Arbeit für sie lohnt. Solange die Arbeiter*innen in dieser Arbeit-Sprache-Verkettung gefangen sind und damit deren Begriffe und Narrative verinnerlichen, leisten sie keinen Widerstand, kompensieren sie ihr Arbeitsleid oder empfinden es allenfalls als individuelles Versagen, so dass sie dann mit der Zeit resignieren, ihren Schmerz betäuben und oftmals privat ihrem Frust freien Lauf lassen. Industrielle Leidarbeit, also der aktive Umgang mit dem tagtäglich durchlebten Leid, kann sich aber durchaus gegen diese herrschende Arbeit-Sprache-Verkettung kehren. In ersten Gesprächen gelingt es, Empathie zu zeigen und sich Mut zu machen. Diese Gespräche werden intensiver und Arbeiter*innen beginnen, die herrschende Arbeit-Sprache-Verkettung zu hinterfragen. In Akten der Selbstaufklärung beginnen Arbeiter*innengruppen alternative Sinnzuschreibungen für ihre gesellschaftliche Stellung zu formulieren. Und je mehr Kontinuität diese alternativen Sprechakte haben, je größer die Widerstandspraxen durch sie werden und je erfolgreicher die Arbeiter*innen in diesem Widerstand sind, umso deutlicher treten sie als gesellschaftliches Subjekt in Erscheinung.

Damit habe ich die vier Kernaspekte des Konzepts der industriellen Leidarbeit erläutert. Es stellt sich jetzt die Frage, wie sich darin die Entstehung und Entwicklung der modernen Arbeiterklassen entlang von drei Epochen – Zeitalter der Wortergreifung, der Worterstarrung, des Wortverlusts – darstellt.

WORTERGREIFUNG

Beginnen wir mit dem Zeitalter der Wortergreifung, also der proletarischen Klassenbildung im ursprünglichen Sinne im Verlauf des 19. Jahrhunderts. Die tiefe Leiderfahrung, die der bürgerliche Arbeitsprozess in dieser Periode über die Arbeiter*innen brachte, muss ich hier nicht ausführen. Dass der Arbeitsprozess in dieser Zeit durch harte körperliche Arbeit geprägt war, überlange Arbeitszeiten vorherrschten, ein Arbeitsschutz kaum existierte, ein raues, häufig brutales Binnenklima in den Fabriken dazugehörte, Kinderarbeit verbreitet war usw., ist zur Genüge bekannt. Da zu alledem eine anhaltende Mangelernährung hinzukam, nahm z. B. in Großbritannien die Körpergröße der Arbeiter*innen ab.

Um nun den Prozess der Klassenbildung vor dem Hintergrund dieses Leiderlebens nachzuvollziehen, sind meines Erachtens drei Aspekte von besonderer Bedeutung. Erstens: Arbeiter*innen lebten im 19. Jahrhundert in regelrechten Parallelgesellschaften, d. h. in ihrem Leben außerhalb der Fabrik und ihrer Kommunikation blieben sie weitestgehend unter sich. Für die industrielle Leidarbeit der Arbeiter*innen hatte dies einen hohen Grad an Autonomie zur Folge: eigene soziale Treffpunkte wie die Arbeiterkneipe, eigene Arbeiter*innen-Intellektuelle, die sich oftmals wie die Drucker aus dem Handwerk rekrutierten, gemeinsames Lesen – und Vorlesen – der Arbeiter-Zeitungen. In diesen geschützten Räumen konnten offen auch radikale Überlegungen formuliert werden. Zweitens: Zunehmend wurde der Frage nachgegangen, warum die Arbeiter*innen dieses Leid in ihrer Arbeit zu durchleben hatten. Entsprechend verwundert es auch nicht, dass die politische Ökonomie als »People's Science« (Noel Thompson) in die industrielle Leidarbeit der englischen und französischen Arbeiter*innen hineingezogen wurde. Das Besondere hieran war, dass die Arbeiter*innen damit nicht nur die ideologische Vorherrschaft religiöser und politischer Erklärungsversuche des eigenen Arbeits-Elends durchbrachen. Mit der Rezeption der Arbeitswerttheorie konnte zudem ein neuartiges, soziales Selbstbewusstsein der Arbeiter*innen als der eigentlich produktiven Klasse entstehen, so dass sich die Arbeiter*innen bis Mitte des 19. Jahrhunderts in Ländern wie England, Frankreich, aber auch Deutschland zunehmend als Arbeiter-Klasse zu verstehen begannen. Drittens schließlich ist da der oft übersehene Umstand, dass im 19. Jahrhundert das Arbeiter*innenmonopol über das produktive Wissen der Gesellschaft intakt war. Trotz erster Industrialisierungspraxen waren es Arbeiter*innen und ihr Knowhow, die letztlich den Produktionserfolg herbeiführten. Dies bestärkte, wie man sich denken kann, nicht nur das Selbstbewusstsein als produktive Klasse. Auch die Selbstbefreiung aus den Fängen der bürgerlichen Gesellschaft erschien den Arbeiter*innen keineswegs als ferne Utopie. Im Gegenteil: das 19. Jahrhundert war ein Jahrhundert voller militanter Kämpfe, utopischer Kommunengründungen und einer nahen Revolutionserwartung, die in der Pariser Kommune gipfelte.

WORTERSTARRUNG

Um das Zeitalter der Worterstarrung zu verstehen, welches um das Jahr 1900 seinen Anfang nimmt, ist zuallererst der Umstand zu betonen, dass die Verwissenschaftlichung und die zunehmende Verbreitung technischer Systeme in der Produktion tatsächlich mit einer regelrechten Arbeitsleidwelle einherging. Das Ende des Arbeiter*innen-Monopols des Produktionswissens, die Zergliederung des Produktionsablaufs in einzelne Schritte durch Management und Ingenieur*innen, die genaue Messung, optimierte Taktung und Komposition dieser Schritte durch die gleichen technokratischen Eliten, die Verlängerung von Maschinenlaufzeiten, der Alltag einer oftmals repetitiven und monotonen Arbeit, die schnelle Austauschbarkeit der einzelnen Arbeiter*innen, die Anonymität der Großfabrik – diese und andere Aspekte der wissenschaftlichen Fabrik sorgten dafür, dass gerade in Leitindustrien wie der Auto- oder Konsumgüterindustrie die Arbeiter*innen einen hohen gesundheitlichen Preis zu zahlen hatten.

In vielen Ländern befeuerte der allgegenwärtige Sozialdarwinismus bürgerliche Extremisten, die betonten, dass die Arbeit der Arbeiter*innen an der Heimatfront notwendig sei, damit ihre Nation im Daseinskampf der Völker bestehen könne.

Trotz der Leidwelle der wissenschaftlichen Fabrik gelang es den Arbeiter*innen durch die Fortexistenz ihrer parallelgesellschaftlichen Strukturen aber nach wie vor, industrielle Leidarbeit bis hin zum offenen Klassenkampf erfolgreich »von unten« zu initiieren – und auch der Begriff der Arbeiter-Klasse wurde ihnen nicht fremd. Gleichzeitig aber legte sich eine zweite Diskursschicht über diese industrielle Leidarbeit, die sie zu rahmen und immer mehr aus politischen Veranstaltungsräumen und Diskursen zu verdrängen suchte. Nationale, bürgerliche Eliten, aber auch die Funktionärsschicht der wachsenden Arbeiter*innenorganisationen und -staaten gaben nämlich ab dem 20. Jahrhundert, unterstützt durch neue Massenmedien, der oftmals entfremdeten Arbeit in der wissenschaftlichen Fabrik verbreitet einen teleologischen Sinn, indem sie dieses Arbeitsleid zum notwendigen Durchgangsstadium eines vorherbestimmten historischen Prozesses erklärten. So wurde innerhalb der Linken die Produktivkraftentwicklung zum notwendigen Schritt, um in der Zukunft wirtschaftsdemokratische, sozialistische oder kommunistische Verhältnisse herbeiführen zu können. In vielen Ländern befeuerte der allgegenwärtige Sozialdarwinismus bürgerliche Extremisten, die betonten, dass die Arbeit der Arbeiter*innen an der Heimatfront notwendig sei, damit ihre Nation im Daseinskampf der Völker bestehen könne. Aber auch in einem eher liberaldemokratischen Land wie den USA konnte die alte Manifest-Destiny-Vorstellung aktiviert werden, wodurch harte Arbeit als besonders sicherer Weg galt, um den impliziten amerikanischen Traum zu leben.

Politisch unterschiedlich akzentuiert sind es so im Kern immer geschichtsphilosophische Durchhalteparolen, die den Arbeiter*innen zu Beginn des 20.Jahrhunderts entgegenschlagen, sind es immer Versuche, eine tiefgreifende Konformität der Arbeiter*innen im Hier und Jetzt zu schaffen, indem man sie auf die Zukunft verweist. Eine Konformität, die übrigens deshalb so wichtig war und mit Nachdruck verfolgt wurde, weil sich in den Augen der gesellschaftlichen Eliten die große Geopolitik des frühen 20. Jahrhunderts nicht mehr auf dem Schlachtfeld, sondern in der Fabrik entschied. Einerseits waren nämlich die neuen und teuren Produktionssysteme ungeheuer komplex und damit für militante Arbeiter*innen leicht angreifbar bzw. sabotierbar, andererseits hing aber von diesen Systemen alles ab, da Kriege Materialkriege geworden waren.

So sehr also diese stereotypen Anrufungen die Arbeiter*innen zu einer passiven Machtressource zu machen suchten, glaubhaft waren diese schematischen Fortschritts-Narrative auch deshalb, weil nicht zuletzt die Arbeiter*innen in ihrem Arbeitsalltag die technischen Neuerungen des Fortschritts sahen. Die soziale Win-Win-Rechnung der unablässigen, wissenschaftlichen Produktivitätssteigerung ging zudem nach dem Zweiten Weltkrieg in der Tat auf, d. h. neben den Unternehmen profitierten auch die Arbeiter*innen in den entwickelten Industrieländern sowie im Realsozialismus von den gigantischen Produktionserfolgen der wissenschaftlichen Fabrik. Und auch das gilt es zu

betonen: In den 1970er Jahren konnte man als Arbeiterfunktionär*in regelrecht stolz auf die eigenen Positionen und die mit ihnen einhergehenden Erfolge sein. In vielen europäischen Ländern fuhren sozialdemokratische und kommunistische Parteien große Wahlerfolge ein. Die Mitgliederzahlen von Arbeiter*innen-Parteien und Gewerkschaften verzeichneten Höchststände. Das realsozialistische Entwicklungsmodell hatte außerhalb der westlichen Industriestaaten noch nichts von seiner Attraktivität eingebüßt. Zwar trug das Zeitalter der Worterstarrung einen problematischen Dualismus in die Arbeiterklassen hinein, in dem die industrielle Leidarbeit der Arbeiter*innen zunehmend als proletarischer »Eigen-Sinn« (Alf Lüdtke) von der großen Bühne der Arbeiterpolitik mit ihren produktivistischen Losungen und Parolen getrennt wurde. Gleichzeitig jedoch kulminierte dieses Zeitalter nach dem Zweiten Weltkrieg in einer Art rotem Imperium des kleinen Arbeiter-Glücks, d. h. in großen Teilen der Welt sorgte der beharrliche Einfluss großer Arbeiter*innen-Institutionen dafür, dass viele Arbeiter*innen plötzlich ein kleines materielles Glück genießen konnten, über das ihre Vorfahren nur hätten staunen können.

Das Schlagwort von der »Krise der Fabrik« sorgte alsbald für öffentliche Aufmerksamkeit.

WORTVERLUST

Dieses Imperium war jedoch nicht von langer Dauer und insbesondere die 1970er Jahre können als tragischer Umschlagpunkt der Geschichte der modernen Arbeiterklassen gelten. Um dieses Jahrzehnt und das mit ihm einsetzende Zeitalter des Wortverlustes zu verstehen, ist es wichtig vier Prozesse auseinanderzuhalten. Erstens: der Dualismus innerhalb der Arbeiterklassenkultur im Zeitalter der Worterstarrung sorgte schon im 20. Jahrhundert dafür, dass das Verhältnis zwischen Arbeiter*innen-Organisationen und der eigenen Basis konfliktgeladen blieb. Diese Konflikte gingen im sogenannten Realsozialismus am weitesten, nämlich dann, wenn selbsterklärte Arbeiterstaaten mit offener Gewalt gegen jene Arbeiter*innen vorgingen, die dem sozialistischen Produktivismus skeptisch gegenüberstanden. Aber: auch in westlichen Ländern wurde Organisations- und Arbeitsdisziplin bisweilen mit harten Bandagen hergestellt. Man denke nur an eine Figur wie Fritz Olah, der als Gewerkschafter nicht nur auf streikende Arbeiter in Österreich einknüppeln ließ, sondern der im Anschluss sogar eine kleine, geheime Sondereinheit gründete, die – bestens ausgestattet – stets bereitstand, gegen zu rote Arbeiter*innen vorzugehen. Zweitens: diese Spannungen innerhalb des Arbeiterklassen-Dualismus wurden ab Ende der 1960er Jahre zu einer regelrechten Entgegensetzung innerhalb der Arbeiterklassen. Vor allem junge Arbeiter*innen, wollten die Arbeitsbedingungen in der wissenschaftlichen Fabrik nicht mehr hinnehmen. Das Schlagwort von der »Krise der Fabrik« sorgte alsbald für öffentliche Aufmerksamkeit. Dieses oftmals militante Eintreten für eine »Humanisierung der Arbeit« traf jedoch auf bestehende Arbeiterbewegungs-Strukturen, die zumeist von älteren Arbeiter*innen geführt wurden. Diese standen dem Anliegen und dem Engagement der jungen Arbeiter*innen verständnislos gegenüber und hielten an den erstarrten Narrativen und Praxen des Produktivismus fest. Statt zu einer Erneuerung der Klassenkultur, zu einer neuen Wortergreifung durch eigeninitiierte und leidnahe Klassenkämpfe

Die Bildungsexpansion gab immer mehr Arbeiterkindern die Möglichkeit, der harten Arbeit ihrer Eltern zu entkommen, und entfremdete sie von ihrer Herkunftsklasse.

kam es so zu einem tiefen Riss innerhalb der Arbeiterklasse und ihrer Organisationen. Drittens: diese tiefen Risse innerhalb der bestehenden Arbeiter*innenkulturen wogen umso schwerer, da ab den 1970er Jahren gewissermaßen das parallelgesellschaftliche Fundament dieser Klassenkulturen erodierte. Arbeiter*innenviertel begannen sich durch Wegzüge aufzulösen, das Eigenheim wurde auch unter Arbeiter*innen verbreiteter. Damit begannen die sozialen Treffpunkte und Räume, wie Vereine und Kneipen, zu sterben. Die Bildungsexpansion gab immer mehr Arbeiterkindern die Möglichkeit, der harten Arbeit ihrer Eltern zu entkommen, und entfremdete sie von ihrer Herkunftsklasse. Das Massenmedium Fernsehen kam endgültig in den Arbeiter*innenhaushalten an und wurde oftmals, wie in Italien, alsbald privatisiert und zum Spielball populistischer Figuren wie Silvio Berlusconi. Viertens noch: ab den 1970er Jahren beginnt der Siegeszug des »autoritären Liberalismus« (Bertrand Chamayou), d. h. immer weitere Kreise der besitzenden und herrschenden Klassen engagierten sich offen für eine aggressive Politik, um das rote Imperium des kleinen Arbeiter*innenglücks zu zerstören. In Ländern wie Chile, den USA oder Großbritannien wurden dabei gewachsene Klassenkulturen mit offener Gewalt angegriffen. Die beginnende Globalisierung sorgte dann nicht nur ab den 1980er Jahren für die De-Industrialisierung in den USA oder Großbritannien, nach 1989 starben große Teile der Industrien der realsozialistischen Länder einen schnellen, neoliberalen Tod. Und als es im Verlaufe der 1990er Jahre zu Wahlerfolgen sozialdemokratischer Parteien in den USA, Großbritannien oder Deutschland kam, waren es diese ehemaligen Arbeiter-Parteien, die für ihre ehemalige Klientel nur noch eine kalte Politik des Forderns und Förderns übrig hatten.

Das Ergebnis dieser vier Entwicklungen ist das Zeitalter des Wortverlustes, dass Stéphane Beaud und Michel Pialoux wie folgt auf den Punkt bringen: »Die lange Phase, in der die Arbeiterklasse für alle sichtbar existierte, ist offenbar vorbei. […] Die Arbeiter verwandeln sich letztlich in eine passive Gruppe, der man sukzessive die Kampfwerkzeuge wegnimmt und die kaum noch etwas anders als Verachtung oder Mitleid auslöst. Die sozialen Bindekräfte sind negativer Natur: das Altern, die Angst vor Arbeitslosigkeit und sozialer Deklassierung. Die ›alten politischen Haltungen‹ sind genauso in Misskredit geraten wie der politische Sprachgebrauch. Viele Arbeiter distanzieren sich heute von allem, was zu sehr nach ›Arbeiter‹ riecht.«[7]

[7] Stéphane Beaud/Michel Pialoux: Die verlorene Zukunft der Arbeiter. Die Peugeot-Werke von Sochaux-Montbeliard, Konstanz 2004, S. 322.

FAZIT UND PERSPEKTIVEN

Zum Schluss stellt sich selbstverständlich die Frage, welche Perspektive das Konzept der industriellen Leidarbeit auf unsere Gegenwartverhältnisse eröffnet. Hierzu drei Aspekte:

Erstens: Wenn der sogenannte Neoliberalismus an die Stelle der wissenschaftlichen Fabrik die fluide Fabrik gesetzt hat, deren Kennzeichen neben anderem unablässige Out- und Insourcing-Prozesse sind, die Teil globaler und stets agiler Produktionsketten ist, die von sogenannten atmenden Belegschaften geprägt ist, die aus einer Gruppe von Kernbeschäftigten und einer Gruppe von Arbeiter*innen, die unablässig flexibilisiert sind, bestehen usw., dann geht mit der Entfesselung der fluiden Fabrik eine erneute Leidwelle durch die Fabriken und die Büros des industriellen Kapitals. Diese Leidwelle trifft jedoch nun auf fragmentierte Arbeiter*innengruppen ohne Klassenkohäsion. Die parallelgesellschaftlichen Rückzugsgebiete sind Vergangenheit. Insofern verwundert es nicht, dass die Arbeiter*innen dem Arbeitsleid in der fluiden Fabrik immer weniger entgegenzusetzen haben. Es kommt kaum noch zu echten Prozessen der Wortergreifung »von unten« und schon gar nicht zum Aufbau einer neuen Klassenkultur. Folgerichtig haben nicht nur Arbeiter*innen-Kämpfe in der fluiden Fabrik überwiegend einen rein defensiven Charakter, viele Arbeiter*innen fallen auch durch eine »exklusive Solidarität« (Klaus Dörre) auf, mit der sie sich gegenüber Arbeitslosen und prekär Beschäftigten nach unten abzugrenzen suchen. Wie schmerzhaft diese Leidwelle sein muss, zeigt sich in zwei neuartigen, verstörenden Phänomenen: dem Selbstmord und dem Amoklauf am Arbeitsplatz. Während über Selbstmorde am Arbeitsplatz aus Ländern wie China, Großbritannien, Frankreich oder Japan seit Jahren berichtet wird, wird das vor allem in den USA verbreitete Phänomen des arbeitsplatzbezogenen Amoklaufes weitgehend ignoriert. Dabei ist es derart verbreitet, dass es sogar sprichwörtlich geworden ist: »Goin' Postal« meint in den USA angesichts einer ganzen Reihe von Amokläufen von Postbediensteten in Postämtern in den 1980er Jahren: Amoklaufen.

Über diese Platz-Kämpfe wird die Schaffung eines körperlichen, sozialen Raums der Wortergreifungsprozesse überhaupt erst ermöglicht.

Zweitens: Die bemerkenswertesten sozialen Kämpfe in den vergangenen Jahren sind ohne Zweifel jene »Versammlungskämpfe«, die in verschiedenen Ländern mit der Besetzung öffentlicher Orte verknüpft waren (Occupy Wall Street, Spanien, Arabellion, Maidan usw.). Über diese Platz-Kämpfe wird die Schaffung eines körperlichen, sozialen Raums der Wortergreifungsprozesse überhaupt erst ermöglicht. Es ist also das Bemühen erkennbar, in der fluiden Fabrik und Gesellschaft des 21. Jahrhunderts ein gemeinsames Innehalten herbeizuführen, mit dem die zunehmende Anonymität und Einsamkeit durchbrochen werden kann und das einen Erfahrungsaustausch und die Artikulation gemeinsamer sozialer Interessen wieder ermöglicht. Desgleichen sind diese Kämpfe oftmals Arbeiter*innenkämpfe, denn in fast allen Fällen sind junge, prekär arbeitende Menschen ohne Zukunftsperspektiven ein wichtiger Akteur.

Drittens: Welche Antwort gibt nun das Konzept der industriellen Leidarbeit auf die wieder aktuell gewordene Frage, ob wir zu Beginn des 21. Jahrhunderts in einer Klassengesellschaft leben? Die Antwort vor dem Hintergrund dieses Konzepts ist negativ. Denn wenn das Konzept der industriellen Leidarbeit – im Anschluss

an Thompson – »Arbeiterklasse« als konstitutiven Begriff eines sozialen Selbstverortungsprozess der Arbeiter*innen versteht, dann müssen wir zu Beginn des 21. Jahrhunderts schlicht feststellen, dass bis auf wenige Ausnahmen die Arbeiter*innen sich nicht mehr als Klasse verstehen wollen und sich nicht mehr mit diesem Begriff in der sozialen Welt orientieren. Dieser Zustand kann sich ändern, »the future is unwritten«. Mit Blick auf die existenzielle ökologische Krise, auf die wir als Menschheit zielsicher zuzusteuern scheinen, ist es zweifelhaft, ob wir uns als Linke die Wiederkehr der Arbeiterklassen herbeiwünschen sollten. Einerseits schafft dieser Begriff zwar einen Zugang zur gesellschaftlichen Arbeit, kann Arbeiter*innen verständlich machen, dass Geschichte durch die produktiven Klassen, also durch sie, maßgeblich gestaltet wird und eben nicht von höheren Mächten oder politischen Ideen. Andererseits aber hat der Klassenbegriff seine politökonomischen Wurzeln nie ganz ablegen können, so dass sein affirmativer Gebrauch im Zeitalter der Worterstarrung dem Produktivismus gute Dienste tat und er damit der massiven Ausbeutung von Mensch und Natur den Weg mitebnete. Müssen wir im Angesicht einer drohenden Menschheitskatastrophe nicht dringend eine neue soziale Sprache suchen, in der eine soziale Bewegung der Vulnerablen, ein Sozialismus der Salutogenese artikulierbar wird, in dem also das Recht auf Gesundheit und körperliche Unversehrtheit in der Arbeit mit einer nachhaltig-ökologischen Produktion verknüpft wird? ■

Mit Blick auf die existenzielle ökologische Krise, auf die wir als Menschheit zielsicher zuzusteuern scheinen, ist es zweifelhaft, ob wir uns als Linke die Wiederkehr der Arbeiterklassen herbeiwünschen sollten.

Zur Vertiefung empfiehlt sich hier: Slave Cubela: Wortergreifung, Worterstarrung, Wortverlust. Industrielle Leidarbeit und die Geschichte der modernen Arbeiterklassen, Münster 2023.

Projekt Arbeiterklasse: Wie die frühe sozialistische Bewegung sich Kämpfe um Klasse, Rassismus und Geschlecht zu eigen machte[1]

Ralf Hoffrogge

Arbeiterinnen der Kokerei Stinnes II/IV18 zwischen 1914 und 1918 AAJB, Fotosammlung, PH-C 13

Die Arbeiterbewegung als ›alte soziale Bewegung‹ wirkt heute in Deutschland kaum traditionsstiftend für sich neu politisierende Linke. Sie gilt als männlich und eurozentrisch, brennende Fragen wie Migration, Rassismus oder Geschlechtergerechtigkeit kämen allenfalls als ›Nebenwidersprüche‹ vor – so das Vorurteil. Von anderen dagegen wird gerade diese Verengung als Pluspunkt gesehen: mit Sprachpolitik und Intersektionalismus könne man ›die Arbeiter‹ ohnehin nicht gewinnen.

Beide Lesarten bemühen jedoch ein Zerrbild. Denn schon in ihrer Gründerzeit formulierte die sozialistische Bewegung Forderungen gegen Rassismus und für die Emanzipation von Frauen. Das Projekt ›Arbeiterklasse‹ profitierte dabei von jüdischen, weiblichen, internationalen Perspektiven. Ohne diese Anerkennung von Vielfalt wäre es nie gelungen, eine Identität wie ›Arbeiterklasse‹ überhaupt aufzubauen.

---

[1] Es handelt sich hier um die überarbeitete Fassung des Vortrages auf der Jahrestagung des Archivs der Arbeiterjugendbewegung am 20./21. Januar 2023.

GESCHLECHTERFRAGEN UND SOZIALISTISCHE FRAUENBEWEGUNG

Ein Blick in die frühen Programme der deutschen Arbeiterbewegung bestätigt zunächst das Bild einer Männerbewegung. Das Eisenacher Programm der von August Bebel und Wilhelm Liebknecht gegründeten Sozialdemokratischen Arbeiterpartei forderte 1869 das Wahlrecht für »alle Männer vom 20. Lebensjahr an« und wollte die Frauenarbeit gesetzlich einschränken. Das Gothaer Programm, entstanden 1875 nach der Vereinigung der »Eisenacher« mit ihrer Konkurrenzbewegung, den »Lassalleanern«, forderte dagegen »Stimmabgabe aller Staatsangehöriger vom zwanzigsten Lebensjahr an.« Hier konnten sich Frauen zumindest als »Staatsangehörige« angesprochen fühlen.[2] Ein echtes Bekenntnis zum Frauenwahlrecht lieferte jedoch erst das Erfurter Programm von 1891. Zum Wahlrecht forderte es ein »Allgemeines, gleiches, direktes Wahl- und Stimmrecht mit geheimer Stimmabgabe aller über 20 Jahre alten Reichsangehörigen ohne Unterschied des Geschlechts«. Zudem stand die sozialistische Bewegung nun für die »Abschaffung aller Gesetze, welche die Frau in öffentlich- und privatrechtlicher Beziehung gegenüber dem Manne benachteiligen.«[3]

In nur wenigen Jahren wird hier eine Kehrtwende von Ignoranz und Ausschluss gegenüber Frauen hin zu einem sozialistischen Gleichheitsfeminismus sichtbar, der Frauen nicht nur parlamentarisch repräsentieren wollte, sondern auch ›privatrechtliche‹ Beziehungen zum Thema machte. Daran hing einiges – vom Scheidungsrecht bis hin zum eigenen Konto. Rechte, die für Frauen real erst in den 1960er Jahren verwirklicht wurden.

[2] Protokoll über der Verhandlungen des Allgemeinen Deutschen sozial-demokratischen Arbeiterkongresses zu Eisenach am 7., 8. und 9. August 1869.

[3] Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Erfurt vom 14. bis 20. Oktober 1891, Berlin 1891.

Diese Wende in der Programmatik kam nicht von ungefähr. Zwischen 1869 und 1891 lagen über zwanzig Jahre Debatten und Kämpfe, in denen sich die Positionen der sozialistischen Bewegung drastisch veränderten. Besonders relevant war die Zeit der Sozialistengesetze von 1878 bis 1890, eine Phase, in der alle Aktivitäten sozialistischer Vereine illegal waren – mit der einzigen Ausnahme von Kandidaturen zum Parlament. Das von Reichskanzler Otto von Bismarck angestoßene Verbot führte zu einer Radikalisierung der Bewegung. Die Übernahme des Marxismus in dieser Phase ist vielen geläufig, die gleichzeitige Neuorientierung in der ›Frauenfrage‹ weniger. Doch war es gerade die Marx'sche Theorie des Historischen Materialismus, die eine Ablösung des frühen »proletarischen Antifeminismus« durch ein Programm der sozialistischen Frauenemanzipation ermöglichte. Bereits frühere Schlüsseltexte des Marxismus hatten die Geschlechterfrage angerissen. So forderten Karl Marx und Friedrich Engels im Kommunistischen Manifest 1848 die Abschaffung der bürgerlichen Familie als Konsequenz aus deren Auflösungstendenzen im Prozess der kapitalistischen Modernisierung. In seiner Popularisierung des Marxismus, dem »Anti-Dühring« von 1878, hielt Friedrich Engels fest, »daß in einer gegebenen Gesellschaft der Grad der weiblichen Emanzipation das natürliche Maß der allgemeinen Emanzipation ist«.[4] Er wandelte damit ein Zitat des Frühsozialisten Charles Fourier ab. Geschlechterfragen waren im Blick, wurden aber im Werk von Marx und Engels nicht systematisch ausgeführt. Erst kurz vor Marx' Tod rückte das Thema in den Mittelpunkt – genau in jener Phase, als der Marxismus zur Massenbewegung wurde, wuchs der Bedarf nach einer Perspektive für die immer größere Zahl der Arbeiterinnen. Ein bahnbrechendes Werk war das erstmals 1879 erschienene Werk »Die Frau und der Sozialismus« von August Bebel, Gründervater der deutschen Sozialdemokratie.[5] Es war eigentlich

[4] Karl Marx/Friedrich Engels: Werke, Bd. 20, Berlin 1975, S. 242.

[5] August Bebel: Die Frau und der Sozialismus, Zürich-Hottingen 1879.

eine populäre Einführung, die mit jeder Neuauflage erweitert wurde. Bebel beschrieb in teils utopischen Schilderungen alle Aspekte einer sozialistischen Gesellschaft. Doch er wählte die Geschlechterfrage als Klammer und Einstieg. Bebel rahmte damit seine Bewegung als Emanzipationsraum, der Frauen ein gleichberechtigtes Kämpfen mit Männern ermöglichte, ja, diese Gleichberechtigung als Erfolgsbedingung geradezu voraussetzte. Ein weiterer, eher theoretischer Vorstoß in diese Richtung war Engels Schrift »Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates« von 1884.[6] Das Werk war eine Auseinandersetzung mit der bürgerlichen Anthropologie und versuchte, den Historischen Materialismus als Geschichtstheorie des Marxismus auch auf Geschlechterverhältnisse anzuwenden. Der Historische Materialismus geht davon aus, dass Kategorien wie Eigentum nicht statische, überzeitliche Merkmale der menschlichen Natur sind, sondern Institutionen, die sich historisch verändern. Die Theorie verband jede Produktionsweise mit einer Form von Eigentumsverhältnissen: vom Urkommunismus mit seiner weitgehenden Abwesenheit von Einzeleigentum über die Feudalgesellschaft mit ihrem hierarchischen, aber sozial eingebetteten Eigentumsbegriff bis hin zum kapitalistischen Privateigentum, das von allen sozialen Verpflichtungen befreit war. Jede Eigentumsform entsprach einer gesellschaftlichen Arbeitsteilung – und diese machte Engels nicht nur als Hierarchie zwischen den Klassen fest, sondern auch als vergeschlechtlichte Arbeitsteilung. Insbesondere den Übergang von Jäger- und Sammlergesellschaften zu Ackerbau und Viehzucht sah er als »weltgeschichtliche Niederlage« der Frauen, da durch das neue Konzept – eines Eigentums an Land – erstmals patriarchale Strukturen entstanden. Das Bedürfnis, Land zu vererben, führte zur Kontrolle des eigenen Nachwuchses – die Monogamie und die Herabwürdigung von Frauen zu Besitz waren Folgen, so Engels.

[D]er Historische Materialismus lieferte erstmals eine zusammenhängende historische Kritik von Geschlechterverhältnissen

Die von Engels übernommenen Konzepte aus Ethnologie und ›Völkerkunde‹ waren teilweise spekulativ. Sie beinhalteten auch eine problematische Gleichsetzung von außereuropäischen Bevölkerungen mit der Vergangenheit Europas – wodurch erstere als »rückschrittlich« eingeordnet wurden. Diese dogmatische Lesart des Historischen Materialismus als »Stufenschema« von festen, in jeder Weltregion gültigen Abfolge von Produktionsweisen hat die Erklärungskraft der Theorie stark gemindert. Man sollte sie jedoch nicht nach ihren Vulgärformen beurteilen – der Historische Materialismus lieferte erstmals eine zusammenhängende historische Kritik von Geschlechterverhältnissen. Diese waren, anders als im Mainstream der Medizin, Zoologie und Völkerkunde seiner Zeit, nicht natürlich und damit ewig – sondern historisch und somit politisch veränderbar. Dieses Konzept von Geschlecht als Produktionsweise inspiriert bis heute feministische Theorie, etwa Frigga Haugs »Marxismus als Feminismus«[7] oder die queerfeministischen Ökonomiekritik.[8] Das »produzierte« Geschlecht ließ sich somit erweitern zu einer Kritik von Zweigeschlechtlichkeit, an die Engels noch nicht dachte.

[6] Friedrich Engels: Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. Im Anschluss an L. H. Morgan's Forschungen, Zürich 1884.

[7] Frigga Haug: Stichwort »Marxismus-Feminismus«, in: Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 8/II, Hamburg 2015, Sp. 1882–1899.

[8] Siehe beispielsweise: Gabriele Winker: Care Revolution: Schritte in eine solidarische Gesellschaft, Bielefeld 2015.

Karikatur aus dem Süddeutschen Postillon (o. J.)
AAJB, Plakatsammlung, PL-C 1462

Die tatsächliche Umsetzung von Engels und Bebels Thesen leistete Clara Zetkin 1889 in ihrer Schrift »Die Arbeiterinnen- und Frauenfrage der Gegenwart«, einem ersten Organisationsprogramm für die Frauen der Arbeiterklasse. Diese litten zweifach unter der Repression der Behörden: als Arbeiterinnen und Frauen. Denn politische Vereine für Frauen blieben illegal, als nach dem Sturz Bismarcks Gewerkschaft und Partei für Männer wieder erlaubt waren. Die Frauen griffen gegen diese Repression bereits in den 1880ern zu offenen Versammlungen, wählten Agitationskommissionen – und schließlich nur noch Vertrauensfrauen als Einzelpersonen, nachdem auch die Kommissionen verboten worden waren. Die proletarische Frauenbewegung wurde so zu einem eigenständigen Teil der sozialistischen Bewegung. Zwar gab es weiterhin Widerstand vieler Männer, doch nach der Verbotsphase wurden die Forderungen der Frauen im Erfurter Programm 1891 festgeschrieben. Sie waren dort Teil eines universalen Anspruches: »Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands kämpft also nicht für neue Klassenprivilegien und Vorrechte, sondern für die Abschaffung der Klassenherrschaft und der Klassen selbst und für gleiche Rechte und gleiche Pflichten aller ohne Unterschied des Geschlechts und der Abstammung. Von diesen Anschauungen ausgehend bekämpft sie in der heutigen Gesellschaft nicht bloß die Ausbeutung und Unterdrückung der Lohnarbeiter, sondern jede Art der Ausbeutung und Unterdrückung, richte sie sich gegen eine Klasse, eine Partei, ein Geschlecht oder eine Rasse.«[9]

Damit waren erstmals eine gemeinsame Analyse und Ablehnung verschiedener Formen von Diskriminierung erarbeitet worden. Dieses Zusammendenken von Herrschaftsformen wurde von späteren sozialen Bewegungen unter Begriffen wie »Triple Oppression« oder »Intersektionalität« für ihre Zeit aktualisiert. Nur selten gab es dabei Bezüge auf den sehr ähnlichen Anspruch der klassischen Arbeiterbewegung. Ein Grund mag die Dominanz des Maoismus in der Konkursmasse der Studierendenbewegung ab 1970 sein. Wo im klassischen Marxismus ein Zusammendenken der Widersprüche von Klasse und Geschlecht zumindest versucht wurde, gab es im Maoismus tatsächlich eine Hierarchisierung von »Haupt- und Nebenwidersprüchen«.

Einer solchen Hierarchie wurde im Erfurter Programm eine Absage erteilt. Allerdings war das Programm ein Anspruch. Er darf nicht mit der Bewegungspraxis verwechselt werden. Denn hier hatte die proletarische Frauenbewegung ebenso sehr mit Staat und Gesell-

[9] Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Erfurt vom 14. bis 20. Oktober 1891, Berlin 1891, S. 4.

schaft wie mit ihrer eigenen Partei zu kämpfen. Frauenfragen galten in der Presse der Sozialdemokratie als Nebensache, weshalb mit der »Gleichheit« eine eigene sozialistische Frauenzeitschrift gegründet wurde. Der Anteil an Frauen in den Gewerkschaften betrug 1892 gerade einmal 2 Prozent. Damit waren nur 0,1 Prozent aller Arbeiterinnen auch Teil der Arbeiterbewegung. Dies hatte handfeste Gründe: Tarifverträge, abgeschlossen von sozialistischen Gewerkschaften, sahen standardmäßig niedrigere Löhne für Frauen vor, denn die Ernährer-Rolle war den Männern zugedacht.[10]

Doch mit dem Erfurter Programm war es der proletarischen Frauenbewegung möglich, gegen diese Zustände anzukämpfen. Es schuf den Emanzipationsraum, in dem Frauen in Gewerkschaften und Partei gleichberechtigte Teilhabe als Sozialistinnen einfordern konnten. Ein großer Schritt auf diesem Weg war 1908 die Novellierung des Vereinsrechts im deutschen Reich. Erstmals konnten Frauen nun Mitglieder von Parteien werden – die Reform stärkte ihre Verhandlungsmacht innerhalb der Bewegung.

[10] Ralf Hoffrogge: Sozialismus und Arbeiterbewegung in Deutschland und Österreich, Stuttgart 2017, S. 91.

[Das] Erfurter Programm [...] schuf den Emanzipationsraum, in dem Frauen in Gewerkschaften und Partei gleichberechtigte Teilhabe als Sozialistinnen einfordern konnten.

August Bebel ging in Geschlechterfragen sogar weiter als das Erfurter Programm. Wenig bekannt ist, dass er 1897 einer der vier Erstunterzeichner einer Petition war, die der Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld angestoßen hatte. Sie forderte die Streichung des §175 aus dem Strafrecht und war eine der ersten Bewegungen zur Ent-Kriminalisierung von Homosexualität. Insgesamt unterzeichneten 6.000 Personen. Bebel sorgte im Folgejahr dafür, dass der §175 im deutschen Reichstag diskutiert wurde – die weltweit erste Parlamentsdebatte zu diesem Thema seit der Einführung des Paragraphen 1872.[11] Komplett gestrichen wurde §175 erst 1994. Obwohl Bebel aus heutiger Sicht vorsichtig argumentierte, war seine Intervention damals ein Skandal. Sie schadete der Sozialdemokratie jedoch nicht. Im Gegenteil stärkte die Verbindung von sozialistischer Frauenbefreiung und sexueller Emanzipation den Sozialismus und dessen Zukunftserzählung. Nicht der Liberalismus, sondern der Sozialismus forderte um 1900 die traditionellen Herrschaftsstrukturen des Kaiserreichs mit einem gesellschaftlichen Reformprojekt heraus.

RASSISMUS UND KOLONIALISMUS

Auch der Widerstand gegen Kolonialismus, völkische Weltanschauungen und Rassentheorien war Teil des sozialistischen Projekts. Das Erfurter Programm dekonstruierte den Rassen-Begriff nicht, sprach sich aber gegen jede Diskriminierung nach »Rasse« oder Nationalität aus. Dies beinhaltete Widerstand gegen den sich Ende des 19. Jahrhunderts neu formierenden Rasse-Antisemitismus. Friedrich Engels veröffentlichte dazu 1890 mit seinem Text »Über den Antisemitismus«[12] eine Stellungnahme gegen den Antisemitismus von marxistischer Seite. Er ist als eine der Quellen des Erfurter Programms anzusehen. Selbstverständlich war

[11] Ebd., S. 114–117.

[12] Friedrich Engels: Über den Antisemitismus (Aus einem Brief nach Wien) [1890], in: Karl Marx/Friedrich Engels: Werke, Bd. 22, Berlin 1963, S. 49–51.

der Antisemitismus damit nicht aus der Welt. Er blieb präsent im Alltag, wurde von Kirchen und völkischen Bewegungen reproduziert und ragte auch in die Linke hinein. Wichtig ist jedoch die Unterscheidung, ob Antisemitismus in einer Bewegung aufzufinden war – oder ob er diese Bewegung strukturierte oder gar ideologisch zusammenhielt. Letzteres war in der Sozialdemokratie nicht der Fall. Ihre klare Positionierung gegen Antisemitismus machte sie zu einem Emanzipationsraum für säkulare Jüdinnen und Juden. Zeitweise hatten 10% der Reichstagsfraktion einen jüdischen Hintergrund – deutlich über dem Anteil der Gesamtbevölkerung. Die Sozialdemokratie und nach 1918 die KPD wurden daher regelmäßig zur Zielscheibe antisemitischer Angriffe von rechts – oft wurde auch Linken ohne jüdische Wurzeln ein entsprechender Hintergrund angedichtet.

Während Antisemitismus im Kaiserreich die dominante Form von Alltagsrassismus im Innern war, richtete sich der Kolonialrassismus nach außen. Er rechtfertigte seit 1884 auch die Besetzung und Ausbeutung eigener Kolonien. Die alte Forderung nach Internationalismus wurde deshalb unter dem Begriff des ›Antiimperialismus‹ neu diskutiert. Gleichzeitig gab es in Österreich erste Debatten über die »Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie« – so der Titel von Otto Bauers Schrift aus dem Jahr 1907, die sich mit der Unterdrückung nationaler Minderheiten im Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn auseinandersetzte.[13] Gefasst wurden unter dem Stichwort Internationalismus drei Komplexe: die Abwehr kolonialer Gewaltpolitik, die Forderung eines multi-ethnischen Staates und die Zusammenarbeit nationaler Arbeiterbewegungen.

Die Kritik des Nationalstaats und seiner kolonialen Erweiterung hatte in der sozialistischen Bewegung eine Geschichte. Anders als in Geschlechterfragen, wo erst in den 1880ern eine emanzipatorische Wende zu verzeichnen war, datiert die Ablehnung von Nationalismus in eine Zeit, als die Nationalstaaten noch gar nicht durchgesetzt waren. So forderte bereits der Frühsozialist Wilhelm Weitling eine sozialistische Weltrepublik, in der durch Einigung auf eine gemeinsame Kunstsprache alle nationalen Gegensätze nach einigen Generationen verschwinden sollten.[14] Marx und Engels formulierten schon 1848 im Kommunistischen Manifest ihren Aufruf »Proletarier aller Länder, Vereinigt euch!«[15]. Sie setzten darauf, dass der vor ihren Augen ablaufende Globalisierungs- und Industrialisierungsschub die nationalen Unterschiede überflüssig machen würde, und scheuten sich daher nicht, die Arbeiterklasse zur Übernahme der Macht in ihren Nationalstaaten aufzufordern. Als sich der revolutionäre Optimismus nicht erfüllte, etablierte die sozialistische Bewegung eine dauerhafte Kooperation zwischen den Bewegungen verschiedener Nationen – die 1864 gegründete erste Internationale. Trotz ihres Scheiterns 1872 zeigt dieses einzigartige Projekt und auch sein Wiederaufleben in der 1889 gegründeten zweiten Internationale den Stellenwert des Globalen in der frühen sozialistischen Bewegung.

Allerdings gab es dabei Ambivalenzen: im Kommunistischen Manifest konkretisierten Marx und Engels ihren Aufruf als »Vereinigte Aktion, wenigstens der zivilisierten Länder und reproduzierten damit eine Hierarchie zwischen Europa, Nordamerika und dem Rest der Welt. Erst die dritte Internationale ab 1918 schaffte es tatsächlich, eine Partnerschaft mit antikolonialen Befreiungsbewegungen rund um den Globus aufzubauen. Marx Spätwerk, und noch deutlicher die Schriften von Rosa Luxemburg und Wladimir Iljitsch Lenin[16] brachen mit der Vorstellung, die Weltrevolution

[13] Otto Bauer: Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie, Wien 1907.

[14] Wilhelm Weitling: Die Menschheit wie sie ist und wie sie sein sollte, Paris 1839.

[15] Karl Marx/Friedrich Engels: Das Manifest der Kommunistischen Partei, London 1848.

[16] Wladimir Iljitsch Lenin: Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus, in: Ders.: Werke, Bd. 22, Berlin/DDR 1960, S. 191–309; Rosa Luxemburg: Die Akkumulation des Kapitals; Ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus, Berlin 1913.

würde sich zunächst auf die ›zivilisierten‹ oder industrialisierten Länder beschränken. Lenin drehte diese Idee geradezu um, wenn er die Revolution im »schwächsten Glied« der imperialistischen Kette voraussagte. Dies war eine Lehre aus dem Weltkrieg und dem Versagen des Internationalismus bei Kriegsausbruch 1914, als die nationalen Arbeiterparteien der »zivilisierten Länder« sich auf die Seite ihrer Regierung geschlagen hatten.

Die nationale Einbettung der Arbeiterparteien war stärker als ihre internationalistische Praxis. Dies lag auch daran, dass die Erfolge der europäischen sozialistischen Bewegungen allesamt in nationalen Gesetzen oder Tarifverträgen festgeschrieben waren. Während 1848 der Nationalstaat der Arbeiterklasse nichts zu bieten hatte, gab es 1914 in Deutschland bereits eine Renten-, Unfall- und Krankenversicherung, das Allgemeine Männerwahlrecht für den Reichstag, dazu ein System regionaler und nationaler Tarifverträge. All dies integrierte. Immer gab es Stimmen, die nationale Errungenschaften gegen internationale Zusammenarbeit ausspielten. So etwa Gustav Noske, »Kolonialexperte« der SPD: Er hatte schon 1908 im Reichstag gefordert, nur weiße Seeleute auf deutschen Schiffslinien zuzulassen – weil die Farbigen Seeleute »viel eher Kopflos werden als intelligente deutsche Seeleute«. Mit dem Argument einer nationalen Arbeitsplatzsicherung fanden so kolonialrassistische Vorurteile Eingang in die Reihen der Sozialdemokratie. Internationalismus erschien vielen als schöne Idee, zu der es aber keine alltagstaugliche Praxis gab. Der Kriegsausbruch 1914 zeigte jedoch, wie überlebenswichtig die Frage des Internationalismus war. An ihm zerbrach nicht nur die deutsche Sozialdemokratie, die 1917 in eine kriegskritische »unabhängige SPD« und eine nationale Mehrheits-SPD zerfiel. Hervorzuheben ist, dass diese USPD sich nicht mit einem neuen Programm selbständig machte, sondern das alte Erfurter Programm von 1891 übernahm. Seine integrierte Herrschaftskritik wirkte als Neuorientierung in einer der schwersten Krisen der Bewegung.

KLASSE ALS IDENTITÄTSPOLITIK – EIN FAZIT

Der kurze Abriss zeigt, dass Geschlechtergerechtigkeit und Antirassismus schon im 19. Jahrhundert tragende Pfeiler des sozialistischen Projekts waren. Selbstverständlich blieben Ambivalenzen: rassistische und antifeministische Ideologien wurden an der Basis und teils auch von den Repräsentantinnen und Repräsentanten sozialistischer Parteien weiterhin vertreten. Die programmatische Ablehnung dieser Ideologien der Ungleichheit, verbunden mit praktischen Anläufen und Aktionen zu ihrer Überwindung, war jedoch wesentlich für die Strahlkraft des sozialistischen Projektes. Hätte es die Internationale nicht gegeben, wären die Europäischen Sozialdemokratien nur Lobbyorganisationen für ihre jeweilige Facharbeiterschaft gewesen – wer würde heute noch von ihnen sprechen?

Das im 19. Jahrhundert formierte sozialistische Projekt zog jedoch seine Kraft daraus, dass es eben nicht vermutete konservative Gesinnungen der eigenen Anhängerschaft weitertrug, um kurzfristig Wahlerfolge zu erzielen. Die sozialistische Bewegung setzte stattdessen auf den Aufbruch in eine Zukunft, die mit den Spaltungen und Ungleichheiten ihrer Zeit radikal brechen würde. Sie provozierte mit diesem Gleichheitsversprechen auch die Vorstellungswelt vieler Mitglieder und Wähler,

Erfolgsrezept war, dass der Aufbau dieser Identität ›Arbeiterklasse‹ Diskriminierungen aufgrund anderer Merkmale nicht verschwieg oder verleugnete, sondern Bündnisangebote formulierte.

konnte jedoch durch das Ernstnehmen von Gleichheit am Ende mehr Menschen versammeln als durch eine Selbstbeschränkung auf das gegenwärtig Denk- und Durchsetzbare. Erste Debatten über Vielfalt und Diversität wurden geführt – auch wenn der sozialistische Mainstream eher von einer Assimilation nationaler, religiöser und sprachlicher Minderheiten ausging. Dies wurde nicht zuletzt von deutsch-jüdischen Sozialistinnen und Sozialisten so vertreten. Die sozialistische Bewegung löste den Widerspruch von Universalismus und Partikularismus also nicht auf, aber ebenso wenig wich sie der Frage aus. Dies wurde langfristig auch an der Wahlurne oder in Mitgliederzahlen belohnt.

Es ist auch eine Mahnung für die Gegenwart, wo Gleichheitsforderungen des Feminismus, der Klimabewegung oder für die Gleichberechtigung von Transgender-Personen als bürgerliche oder akademische Projekte diskreditiert werden. Auch wenn konkrete Formen der Forderungen strittig sein mögen, eine Gegenüberstellung von ›Identitätspolitik‹ und ›Klassenpolitik‹ lässt sich aus der Geschichte der sozialistischen Bewegung nicht ableiten. Zum einen betrieb die sozialistische Bewegung mit dem Begriff ›Klasse‹ selbst ständig Identitätspolitik. Sie erzählte den Arbeiterinnen und Arbeitern in jedem Satz, dass sie Teil einer Arbeiterklasse waren und nicht zuerst Deutsche oder Männer oder katholisch. Auch Gewerkschaften wehrten sich gegen handwerkliche Berufsidentitäten und wollten diese zugunsten einer Klassenidentität aufheben. Erfolgsrezept war, dass der Aufbau dieser Identität ›Arbeiterklasse‹ Diskriminierungen aufgrund anderer Merkmale nicht verschwieg oder verleugnete, sondern Bündnisangebote formulierte. Basis dafür war das Ideal menschlicher Gleichheit, Strategie war die Herausarbeitung gemeinsamer materieller Interessen. Die selbstgestellte Aufgabe der proletarischen Frauenbewegung war dementsprechend die Durchsetzung der Forderungen nach Wahlrecht und gleichem Lohn. Ansprüche auf Teilhabe wurden nicht als symbolische Repräsentanz im Bestehenden, sondern als Kampf um die Überwindung der bestehenden Ungleichheit formuliert. Ähnliches galt für den Kampf gegen Antisemitismus oder Kolonialrassismus: Materielle Veränderungen, gipfelnd in einem ökonomischen und politischen Systemwechsel, waren das Ziel. So konnte sich die sozialistische Bewegung gegenüber dem Liberalismus profilieren, der in seinen besten Stunden vielleicht politische Gleichheit anbot. Er verweigerte jedoch die Herstellung materieller Grundlagen dafür, ganz gleich, ob es um Wirtschaftsdemokratie oder die Unabhängigkeit der Kolonien ging. Der sozialistischen Bewegung gelang es, diesen Widerspruch zu politisieren, indem sie Geschlechterverhältnisse oder Kolonialismus als Teil einer ökonomischen Herrschaft begriff. Auch heute äußern sich Rassismus, aber auch Diskriminierung von Frauen oft in unbezahlter Arbeit, ungleichen Arbeitsverhältnissen und Löhnen oder Vermögensungleichheit – im Feld der Ökonomie also. Die Voraussetzungen für eine Verbindung von Klassenpolitik und Antidiskriminierung sind daher weiterhin gegeben. ■

Zum Weiterlesen: Ralf Hoffrogge: Sozialismus und Arbeiterbewegung in Deutschland und Österreich. Von den Anfängen bis 1914, 2. erw. Aufl, Stuttgart 2017.

Der intonierte Klassenkampf? Zum Liedgut der Arbeiter*innenjugendbewegung[1]

Maria Daldrup/Arne Schott

»Wir sind das Bauvolk der kommenden Welt!« Der Titel unserer Tagung, entnommen dem Lied »Die Arbeiter von Wien«, löst bei Hörer*innen, die sich der Arbeiter*innenjugendbewegung verpflichtet fühlen, sicherlich andere und intensivere Gefühle aus als bei üblichen Hörer*innen.

Der Text sei hier in seiner Gänze zitiert:

[Erste Strophe]:

Wir sind das Bauvolk der kommenden Welt.
Wir sind der Sämann, die Saat und das Feld.
Wir sind die Schnitter der kommenden Mahd.
Wir sind die Zukunft, und wir sind die Tat.

[Refrain]:

So flieg, du flammende, du rote Fahne,
voran dem Wege, den wir ziehn.
Wir sind der Zukunft getreue Kämpfer.
Wir sind die Arbeiter von Wien.

[Zweite Strophe]:

Herr'n der Fabriken, ihr Herren der Welt,
endlich wird eure Herrschaft gefällt.
Wir, die Armee, die die Zukunft erschafft,
sprengen der Fesseln engende Haft.

[Refrain]

[Dritte Strophe]:

Wie auch die Lüge uns schmähend umkreist,
alles besiegend erhebt sich der Geist.
Kerker und Eisen zerbricht seine Macht,
wenn wir uns rüsten zur letzten Schlacht.

[Refrain]

Morgenblatt
Arbeiter-Zeitung
Die Arbeitermörder freigesprochen.
Die Mörder von Schattendorf freigesprochen!

Arbeiter-Zeitung. Zentralorgan der Sozialdemokratie Deutschösterreichs vom 15. Juli 1927.

»DIE ARBEITER VON WIEN«: EINE LIEDGESCHICHTE

Fast 100 Jahre alt ist das Stück, das (vermutlich) im Jahre 1927 während der so genannten Julirevolte in Wien entstanden ist. Hintergrund war der Freispruch von Mitgliedern des nationalistischen Frontkämpferverbandes, die im Januar 1927 auf eine Gruppe des Republikanischen Schutzbundes geschossen und ein Kind und einen Kriegsinvaliden getötet hatten. Die sozialdemokratische »Arbeiter-Zeitung« schrieb dazu: »Die bürgerliche Welt warnt immerzu vor dem Bürgerkrieg. Aber ist nicht diese glatte, diese aufreizende Freisprechung von Menschen, die Arbeiter töteten, nicht schon selbst der Bürgerkrieg?«[2]

---

[1] Es handelt sich hier um die überarbeitete Fassung des Vortrages auf der Jahrestagung des Archivs der Arbeiterjugendbewegung am 20./21. Januar 2023.

[2] Siehe: https://www.deutschlandfunk.de/vor-90-jahren-der-beginn-der-julirevolte-in-wien-100.html; hierzu auch: http://www.dasrotewien.at/seite/justizpalastbrand, https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Julidemonstration; https://www.unsere-zeitung.at/2018/03/18/die-wiener-julirevolte/ [letzter Zugriff: 4.5.2023].

Am 15. Juli 1927 kam es zu einer spontanen Großdemonstration von Wiener Arbeiter*innen, die brutal von der österreichischen Polizei niedergeschlagen wurde. Über 90 Menschen starben. Es folgten ein eintägiger Generalstreik und Streiks im Verkehrs- und Telekommunikationsbereich. Sie sollten ein Zeichen setzen gegen Faschismus.

Elementarer Teil dieser Proteste war das Lied: »Die Arbeiter von Wien«. Rudolf Krizek, seit dem Kindesalter Mitglied der österreichischen Kinderfreunde bzw. Roten Falken, im Lehrlingsalter dann in der Sozialistischen Arbeiter-Jugend, berichtete als Augenzeuge:

»In dieser Zeit wurden einige neue Lieder gesungen, besonders gerne wurde bei jeder Gelegenheit […] dieses Lied gesungen. Ich erinnere mich noch sehr genau daran, wie dieses Lied bei jeder Gelegenheit anklang. Damals wurde in der Arbeiterschaft überhaupt sehr viel gesungen. Die Zeit war schwierig und die Demokratie schon stark angeschlagen. So war es auch kein Wunder, daß sich in den Betrieben und Gewerkschaftsgruppen manchmal auch Ratlosigkeit und Ohnmacht breitmachte. Es stand einmal ein Kollege auf und sagte ›Wir sind die Arbeiter, die Arbeiter von Wien! Wie Wien und unser Land aussieht, hängt von uns ab. Wir alle gemeinsam müssen für unsere Überzeugung eintreten und gegen die faschistischen Tendenzen auftreten‹. An diese Worte eines Vertrauensmannes bei einer Versammlung im Jahre 1927 kann ich mich noch so genau erinnern, wie wenn es gestern gewesen wäre. Lieder, an der Spitze immer jenes der ›Arbeiter von Wien‹[,] wurden angestimmt und die Resignation wich der Zuversicht. Dieses Lied vermittelte mir damals, aber auch noch heute, ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit. Es stärkte bei Demonstrationen, Versammlungen und Schulungen mein Selbstbewußtsein und Solidaritätsgefühl, aber auch jenes meiner Gesinnungsfreunde.«[3]

Fritz Brügel (1897 – 1955) verfasste den so kämpferischen Text. Die Melodie ist – nicht ganz ungewöhnlich bei politischen Liedern – einem anderen Lied entlehnt: Sie stammt von Samuel Pokrass' (1897 – 1939) Marsch »Weiße Armee, schwarzer Baron« aus dem Jahr 1920. So erhält das Lied eine inhaltliche Bezugnahme zur Sowjetunion und Kontinuität in der Arbeiter*innenbewegung. Erschienen ist es in Liederbüchern wie »Rotfront. Neues Kampf-Liederbuch« (1925), »Zum roten Sturm voran! Kampfliederbuch« (1926) oder auch »Mit Lenin. 50 Kampflieder« (1928/1929) – war also zeitgenössisch äußerst populär in der linken Bewegung. Die Erfolgsgeschichte der »Arbeiter von Wien« beginnt spätestens beim 2. Internationalen Arbeiterjugendtag in Wien 1929. Dort wurde es erstmals öffentlich vorgetragen. Im Nachgang entwickelte es ein Eigenleben in der Liedkultur der Arbeiter*innenjugend und ist bis heute in diesen Kreisen populär. Davon zeugen verschiedenste Quellen:

Lieder, an der Spitze immer jenes der ›Arbeiter von Wien‹[,] wurden angestimmt und die Resignation wich der Zuversicht. Dieses Lied vermittelte mir damals, aber auch noch heute, ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Rudolf Krizek

[3] Rudolf Krizek: [Der 15. Juli 1927 – Wien], in: Karl Adamek (Hg.): Lieder der Arbeiterbewegung. LiederBilderLeseBuch & Gitarrenschule von Kalle Pohl, Frankfurt am Main 1981,S. 176f.

Bauvolk der kommenden Welt

Max Westphal: Bauvolk der kommenden Welt, in: »Volksstimme« vom August 1931 AAJB, Zeitungsausschnittsammlung, ZSS/1931/08/06/1

Postkarte an Erwin Hosemann von einem Genossen aus Kassel (1947)
AAJB, Postkartensammlung, PK 69

Cover der Festschrift zu den Sozialistischen Jugendtagen Stuttgart (1947)
AAJB, BRO A 168

Veranstaltungsabzeichen bei einem Pfingsttreffen der Roten Falken in Köln (1957)
AAJB, Kleinformate 58

Falkengruppe Düsseldorf in der Kinderrepublik Lahntal (1931)
AAJB, Fotosammlung, 02/1547

Diese Beispiele zeigen: Der Slogan vom »Bauvolk der kommenden Welt« war und ist in der Arbeiter*innenjugend höchst anschlussfähig. Ob es in verschiedenen Kontexten allerdings auch intoniert wurde, das wissen wir nicht.

Lieder sind einzigartige historische Quellen. Die sogenannte »Sound History« ist ein Feld, das mehr und mehr Beachtung erhält – und auch verdient![4] Als Historiker*innen stellen wir Liedern ganz ähnliche Fragen wie auch anderen Quellen – ob nun Akten oder Fotografien. Diese intensiven Befragungen von Quellen und ihre Kontextualisierung bringen immer eine gewisse Entzauberung mit sich, aber eben auch: neue Interpretationen, Deutungen, Zugänge zu vergangenen Gegenwarten. Da geht es dann nicht nur um Entstehungskontexte oder die Rezeption, sondern auch um Lieder als Erinnerungsorte, identitätsstiftende Aspekte, generationelle Verortungen, soziale oder politische Funktionen, ihre Semantiken, Instrumentalisierungen, Elemente der Emotionalisierung und Performanz. Apropos Performanz oder auch: Aufführung: Das Singen von Arbeiterliedern gilt seit 2014 offiziell als immaterielles unesco-Welt-Kulturerbe.[5] Ein interessanter Hinweis, wenn am Abend in der Arbeiterkneipe oder bei der nächsten Demonstration »Die Internationale« oder »Dem Morgenrot entgegen« angestimmt wird.

Politische Lieder, ganz allgemein gesprochen, entstehen vielfach im Kontext von sozialen Bewegungen – quasi aus der Aktion für die Aktion – und können inhaltlich ebenso wie eine soziale Bewegung selbst das gesamt politische Spektrum bedienen. Blicken wir auf die Arbeiterlieder, so handelt es sich vor allem um politisch ›linke‹ Lieder. Musik ist, so formulierte es der Soziologe Hartmut Rosa, ein Medium, das »es erlaubt, ja nahelegt, die je eigene Form der Weltbeziehung im ästhetischen Mitvollzug zu modulieren, zu moderieren und zu transformieren«.[6] In diesem Kontext verweist er auf ein spannendes Buch, und zwar jenes von Nancy Love mit dem Titel »Musical Democracy«. Sie schreibt: »Die Musik sozialer Bewegungen setzt neue Energien einer resonanten Zivilgesellschaft frei und macht sie hörbar […] In ihrem Modus von Frage und Antwort verbinden sich Individualität und Gemeinschaft, Spontanität und Struktur, so dass sie zum Spiegel radikaldemokratischer Prozesse wird.«[7] Ein Lied wie »Die Arbeiter von Wien« ist so also Spiegel »radikaldemokratischer Prozesse«. Mehr noch: die kollektive Resonanzerzeugung über ein politisches Lied ermöglicht dem Einzelnen und der Einzelnen, sich innerhalb der Gesellschaft zu verorten und diese mitzugestalten.

Erkennbar werden politische Lieder, insbesondere jene aus dem Arbeiter*innenmilieu, an spezifischen Schlüsselwörtern: Zukunft, Freiheit, Frieden gehören ebenso dazu wie Fesseln, Schlacht, Kampf, Tod. Aber auch das kollektive ›Wir‹ der Unterdrückten darf nicht fehlen, will es ein ›echtes‹ Arbeiter*innenklassenkampflied sein. Mit Blick auf »Die Arbeiter von Wien« können wir von einem Paradebeispiel dieser Klassenkampfliedrhetorik sprechen – und ein wenig Pathos gibt es gratis dazu. Mit diesen Mitteln können politische Lieder die kollektive Identität nach innen stärken und nach außen bekräftigen, können als Propaganda und Agitation dienen. Aber es gibt noch viele andere Hinweise und Assoziationen, die sich mit dem »intonierten Klassenkampf« verknüpfen lassen, wie im Folgenden zu zeigen ist.

---

[4] Siehe hierzu beispielsweise: Gerhard Paul/Ralph Schock (Hg.): Sound des Jahrhunderts. Geräusche, Töne, Stimmen 1889 bis heute, Bonn 2013; Barbara Stambolis/Jürgen Reulecke (Hg.): Good Bye Memories? Lieder im Generationengedächtnis des 20. Jahrhunderts, Essen 2007; Tillmann Bendikowski u. a. (Hg.): Die Macht der Töne – Musik als Mittel politischer Identitätsstiftung im 20. Jahrhundert, Münster 2003.

[5] https://www.unesco.de/kultur-und-natur/immaterielles-kulturerbe/immaterielles-kulturerbe-deutschland/lieder-arbeiter [letzter Zugriff: 4.5.2023].

[6] Hartmut Rosa: Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung, Berlin 2016, S. 367.

[7] Nancy Love: Musical Democracy, Albany 2006, S. 14f.

KLASSENKAMPF IM ARBEITERLIED

Als erste Organisationen der Arbeiter*innenjugend gründeten sich 1904 Lehrlingsvereine in Mannheim und Berlin. Dieses Jahr markiert aus heutiger Sicht den Startpunkt der Arbeiter*innenjugendbewegung. Unter den zahlreichen Liedern dieser Zeit sticht »Dem Morgenrot entgegen« deutlich heraus. Es verdankt sich der Dichtkunst des damaligen Bremer Volksschullehrers Heinrich Eildermann (1879 – 1955). Der Texter führte ein politisch bewegtes Leben. Er war Mitglied der Bremer Räteregierung, trat 1919 der KPD bei und wurde durch die Nationalsozialisten zweimalig in Schutzhaft genommen. Eildermann erinnerte 1949 in der Rückschau: »Es war eine Zeit fröhlichen Aufstiegs der Arbeiter- und Jugendbewegung. Angriffsgeist verband sich mit Jugendlust und Spiel. Öfter aber wurde das Bedürfnis rege nach einem eigentlichen Lied der Arbeiterjugend«.[8] Eildermann verwendete die Melodie von »Zu Mantua in Banden«, eines Liedes über den Tiroler Nationalhelden Andreas Hofer, der 1810 von Napoleons Armee erschossen wurde. Hierauf bezieht sich unmittelbar die erste Strophe des Liedes:

Strophe 1

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schar.
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz.
|: **Mit ihm das Land Tirol,**
Mit ihm das Land Tirol. :|

Durch dessen Charakter passte es zur vorwärtsdrängenden Aufbruchsstimmung der Arbeiter*innenjugend. Erstmals gedruckt wurde »Dem Morgenrot entgegen« 1910 als das »Lied der Jungen«.[9] Mit durchschlagendem Erfolg: Heinrich Eildermanns Kollege Emil Sonnemann schrieb bald auf einer Ansichtskarte an den Dichter: »Lieber Heinrich! Heute sangen in Essen siebentausend junge Arbeiter Dein Lied. Das hättest Du erleben müssen.«[10] 1922 wurde es ins Russische übersetzt und zur Hymne der Jugendorganisation der Sowjetunion.

In seinem Text appelliert es an »Kampfgenossen«, kündet vom kommenden »Sieg« und mahnt die jungen Vertreter*innen der Klasse aufzuwachen. Insofern folgte Eildermann dem Vertreter der Jugendfragen im Vorstand der SPD vor dem Ersten Weltkrieg, Karl Liebknecht (1871 – 1919). Der formulierte nämlich: »Wir können die Arbeiterjugend kein ›Eia popeia‹ singen lassen, wir können sie kein ›Schlaf Kindchen schlaf‹ singen lassen, wie Sie das am liebsten haben möchten (Widerspruch rechts.), ja, wir müssen aufrüttelnde und kräftigende Gedichte und kräftigende Artikel […], wir müssen ihr eine starke, aufrüttelnde Kost geben, wir müssen ihr eine Kampfeskost geben. Das Schicksal der Jugend des Proletariats ist nicht Schlaf und Träumerei, sondern ein Kampf […]. Das Geschlecht des Proletariats ist zum Kampf geboren, Kampf ist sein Schicksal, und es muß zum Kampf erzogen werden. Da gibt es kein Ausweichen.«[11] Hier wird deutlich, wie die verschiedenen Motive des Liedtextes und der Rede miteinander korrespondieren. Das Bild des Kampfes wiederholt sich in der Rede und im Lied mehrfach. Aber auch die Zukunftsorientierung teilen beide: bei Liebknecht im mehrfachen Verweis auf das »Schicksal«, bei Eildermann in der berühmten ersten Zeile »dem Morgenrot entgegen«. Diese zweimalige Zukunftsgewissheit ist typisch für die Zeit. In der Musik drückte sich so ein Gefühl aus, das die Arbeiter*innenbewegung gerade in der Zeit vor den beiden Weltkriegen intensiv prägte.

---

[8] Sächsische Zeitung, Dresden, Ausgabe vom 14.12.1949.

[9] Heinrich Arnulf Eildermann: Lied der Jugend. in: Arbeiter-Jugend (1910) H. 26, S. 411, AAJB, ZB 14.

[10] Zit. n.: Michael Zachcial: Dem Morgenrot entgegen, unter: https://www.volksliederarchiv.de/hintergrund/dem-morgenrot-entgegen-1907-2007/ [letzter Zugriff: 16.5.2023].

[11] Karl Liebknecht: Rede im preußischen Abgeordnetenhaus zur Jugendpflege in Preußen 1911, in: Ders.: Gesammelte Reden und Schriften, Bd. 5, Berlin 1987, S. 213f.

Beispielhaft steht das Lied jedoch nicht allein für die kämpferische Stimmung der Arbeiter*innenjugend, sondern auch für den Versuch, politische Theorien in eine musikalische Form zu gießen. Das ist nicht verwunderlich bei einer Bewegung, die von sich behauptete, Vertreterin des »wissenschaftlichen Sozialismus« zu sein. Das Lied von Eildermann darf hier allerdings als gelungenerer Versuch gelten, ästhetische Kriterien mit denen des Marxismus zu verweben. So heißt es in der dritten Strophe des Songs:

Strophe 3

Die Arbeit kann uns lehren,
sie lehrte uns die Kraft,
den Reichtum zu vermehren,
der unsre Armut schafft.
Nun wird die Kraft, von uns erkannt,
die starke Waffe unsrer Hand!

Die Strophe hebt so eingängig wie paradox an. Sie besingt die Arbeit, die sowohl Kraft »lehrte«, »Reichtum« vermehre und »Armut schafft«. Widersinnig scheint hier zunächst, dass die Kraft der Arbeit, also auch der Arbeiter*innen, die Armut derselben erzeugt. Hinter dieser Formulierung verbirgt sich jedoch ein Kerngedanke der marxschen Politischen Ökonomie. Genauer, der Gedankenfigur, »dass die Produktionsverhältnisse, in denen sich die Bourgeoisie bewegt, nicht einen einheitlichen, einfachen Charakter haben, sondern einen widersprüchlichen; dass in denselben Verhältnissen, in denen der Reichtum produziert wird, auch das Elend produziert wird«.[12] Ergänzend wiederholen die beiden abschließenden Zeilen das vielzitierte Diktum des kommunistischen Manifests von 1848: »Aber die Bourgeoisie hat nicht nur die Waffen geschmiedet, die ihr den Tod bringen; sie hat auch die Männer gezeugt, die diese Waffen führen werden – die modernen Arbeiter, die Proletarier«.[13] Was hiermit zusammengeführt wurde, ist die grundlegende Weltanschauung einer Bewegung, derer sich Eildermann zugehörig fühlte. Dies allein ist jedoch nicht genug, um den Erfolg des Stückes zu begründen. Hinzu kommen ästhetische Gesichtspunkte, die im vorliegenden Text weniger eine Rolle spielen und für deren Berücksichtigung ein Bonmot des sozialistischen Dramatikers und auch Songtexters (Oktobersong) Peter Hacks (1928 – 2003) genügen muss: »Eingestandenermaßen ist die Kunst eine Waffe. Eingestandenermaßen ist ein Holzhammer eine Waffe. Nach Aristoteles folgt hieraus nicht, daß die Kunst ein Holzhammer sein müsse. Es folgt eher, daß die Kunst eine um so bessere Waffe sei, je bessere Kunst sie ist«.[14]

Der Brechtschüler Hacks unterschied sich von seinem Lehrer darin, in der Selbstinszenierung auf eine Haltung zu verzichten, die unter sozialistischen Künstler*innen verbreitet war: das Betonen der eigenen Verbundenheit zu Klasse. Manche, wie Erich Weinert (1890 – 1953), gingen so weit zu behaupten, die Arbeiterklasse hätte an den Texten mitgeschrieben. In einem Interview sagte dieser: »Damals lernte ich […] mehr von meinen proletarischen Hörern, als sie von mir lernten. Ich gewöhnte mir an, während meines Vortrags aufmerksam die Resonanz der einzelnen Partien desselben zu beobachten. Und wenn bei einer Stelle, von der ich mir besondere Wirkung versprochen hatte, das Echo ausblieb, so wußte ich: Du hast einen falschen Zungenschlag. Ich verbesserte.«[15] Das anfänglich belehrende Verhältnis von Arbeiterlied zu Arbeiterklasse steht hier auf dem Kopf. Bertolt Brecht (1898 – 1956) fasste es an anderer Stelle mit etwas mehr Dialektik: »Die Arbeiter hatten keine Angst, uns zu lehren, und sie hatten keine Angst, selber zu lernen«.[16]

[12] Karl Marx/Friedrich Engels: Werke, Bd. 23, Berlin 1962, S. 675, Anm. 88.

[13] Ebd., Bd. 4, Berlin 1972, S. 427.

[14] Peter Hacks: Werke, Bd. 13, Berlin 2003, S. 139.

[15] Erich Weinert: Gedichte, Berlin 1950, S. 5.

[16] Bertolt Brecht: Gesammelte Werke in 20 Bänden. Schriften zur Politik und Gesellschaft, Bd. XIX, Frankfurt am Main 1967, S. 328f.

»Eingestandenermaßen ist die Kunst eine Waffe. Eingestandenermaßen ist ein Holzhammer eine Waffe. Nach Aristoteles folgt hieraus nicht, daß die Kunst ein Holzhammer sein müsse. Es folgt eher, daß die Kunst eine um so bessere Waffe sei, je bessere Kunst sie ist.«

Peter Hacks

Die Künstler inszenierten sich hier als Sprachrohr der Klasse. Die Lieder selbst leisteten aber auch für die Klasse eine Inszenierungsleistung. Internationalismus, Klassenkampf und die häufig besungenen Ziele und Erfolge der Arbeiterklasse spielten alltags für die Masse der Bevölkerung im Verlaufe des 20. Jahrhunderts eine immer geringere Rolle. Das Gefühl also, zu dieser Klasse zu gehören, in dieser Tradition zu leben und zu handeln, ergab sich immer seltener aus dem täglichen Erleben. Jenseits von Schulungen und Erzählungen waren und sind Arbeiterlieder ein Vehikel, dies zu transportieren. In seiner bekannten Studie über Arbeiterlieder aus der Mitte der 1980er Jahre zitierte Karl Adamek einen Maschinenschlosser: »Wir haben über die Lieder und die Zeit, aus der sie kommen, diskutiert. Zum Beispiel das Lied ›Sacco und Vancetti‹. Als ich das erste Mal das Lied hörte, hat mir das echt überhaupt nichts gebracht. Dann haben wir uns später mal auf einem Seminar den Film von ›Sacco und Vancetti‹ angesehen. Seitdem ist es eines meiner Lieblingslieder. Jetzt weiß ich, worum das im Lied geht, da kann ich hinterstehn. Immer, wenn ich jetzt dieses Lied höre, läuft in mir der Film noch mal ab. Vielleicht hätte ich den sonst schon längst vergessen«.[17]

Dies zeigt beispielhaft, wie in kondensierter Form auf der Ebene des Gefühls und der Erinnerung die Traditionen des Internationalismus überliefert worden sind. Es zeigt aber noch mehr, nämlich die Wirkung, die das gemeinsame Singen von Arbeiterliedern auf Menschen haben kann: Arbeiterlieder können Gemeinschaft und Inklusion ebenso wie Abgrenzung und Exklusion erzeugen, sie können bewahrend oder aufrührend wirken, ein Klassenbewusstsein stärken und zum Klassenkampf aufrufen. Insofern ist es schlüssig, davon auszugehen, dass Arbeiterlieder nicht nur eine wichtige Säule der Inszenierung der Arbeiter*innenklasse als Gemeinschaft bildeten. Sie trugen dazu bei, das Milieu der Klasse und die ihm spezifischen Haltungen zu konstituieren. Identifikation mit der Arbeiterklasse braucht dort keinen persönlichen Hintergrund im klassischen Industriearbeiter*innenmilieu, wo sie aus der Überlieferung in Kunst und Kultur schöpft. Auch der Studierendenbewegung blieb es nicht versagt, »Wir sind die junge Garde des Proletariats« zu intonieren. Allein: Klassenkampf war und ist ohne die mobilisierte, sich selbst als Klasse begreifende Masse der Lohnabhängigen nicht zu denken. ■

[17] Zit. nach: Karl Adamek: Politisches Lied heute. Zur Soziologie des Singens von Arbeiterliedern, Essen 1987, S. 118.

GESPRÄCHSFORUM

Nach 1989: Braucht der Sozialismus den Klassenbegriff?

Arne Schott

Mit dem Niedergang der sozialistischen Staaten in den Jahren 1989/90 waren Fragen neu aufgeworfen, die ebenjene Gesellschaften behauptet hatten, nachhaltig beantwortet zu haben. Wie funktioniert der Sozialismus? Die Position der DDR lautete: Der Sozialismus existiert real, hier kann er betrachtet werden. Ist die Arbeiterklasse das politökonomisch entscheidende Subjekt? In der DDR war sie zur Herrscherin erklärt. Die Gegner*innen des Sozialismus suchten nicht nach neuen Antworten auf diese Fragen, sondern erklärten sie für nichtig. Vom »Ende der Geschichte« ging das geflügelte Wort des Politikwissenschaftlers Francis Fukuyama durch die zeitgenössische Debatte.[1] Viele Sozialist*innen beantworteten diese Fragen bereits vor der Wasserscheide der »Wende« (Egon Krenz) anders, mussten nun aber mit einer gewandelten Situation umgehen.

In diese Zeit der Verunsicherung der Anhänger*innen des Sozialismus fiel die Debatte um eine neue Grundsatzerklärung der SJD – Die Falken. In einer moderierten Podiumsdiskussion tauschten sich Michael Vollert, ehemaliger Kreisvorsitzender der SJD – Die Falken in Köln und späterer Bundesvorsitzender, und Kay Schweigmann-Greve über ihre Erfahrungen und damaligen Positionen auf das programmatische Papier aus. Obwohl beide zum betrachteten Zeitpunkt sehr unterschiedliche Perspektiven auf die Klassenfrage hatten, ging es im Gesprächsforum weniger um eine theoretische Diskussion dieser als vielmehr um die unterschiedlichen Entwürfe für eine Grundsatzerklärung und die damit damals verbundenen Diskussionen in den unterschiedlichen Gliederungen

Michael Vollert eröffnete und schilderte für alle Zuhörer*innen anschaulich, aus welcher spezifischen Erfahrungswelt seine Falkengliederung in den 1990er Jahren auf die Frage des Neuentwurfs schaute. Für den Kreisverband Köln war die Frage, ob es Klassen gebe, vollkommen unproblematisch, denn innerhalb der Gruppe waren, vorwiegend im Kreisverband Nord, einige Mitglieder im ansässigen Fordwerk beschäftigt. Am Streik um die 35-Stunden-Woche wirkten die Falken in Köln tatkräftig mit, versorgten die Streikposten mit Kaffee und halfen bei der Verteilung der Flugzettel. Auch die Schließung des Krupp-Stahlwerks Rheinhausen 1988 wurde im Kreisverband als prägend empfunden. So wurde deutlich, dass ein Bezug zur Arbeiter*innenklasse nicht nur theoretisch abgeleitet, sondern in der täglichen Praxis gegeben war. Die Debatte um die neue Grundsatzerklärung, erinnerte Vollert, begann in direkter Reaktion auf den Niedergang der realsozialistischen Staaten, d. h. nicht erst mit dem Beschluss einer neuen Grundsatzerklärung 1993, sondern bereits auf der Bundeskonferenz in Regensburg 1991. Dort wurde ein erster Antrag auf Anpassung der Grundsatzerklärung verabschiedet (der im Fortgang jedoch zu keinem Ergebnis führte) sowie ein Antrag auf Namensänderung der Verbandszeitschrift AJ von »Arbeiterjugend« zu »andere Jugend«.

Vollert selbst sprach sich als Vertreter des Mittelrheins, aber auch anderer Stimmen, jedoch zunächst gegen eine Novellierung des Grundsatzpapieres aus. Grund hierfür sei die Sorge gewesen, dass in Zeiten des gesellschaftlichen Gegenwindes ebenjener in die Formulierungen der neuen Erklärung »hineinweht«. Da der Beschluss jedoch, gegen die Stimmen dieser Gruppe, gefasst worden war, entschloss sich Vollert, den Prozess als Organisationsreferent im Bundesvorstand der SJD – Die Falken wesentlich mitzugestalten. Die darin

[1] Francis Fukuyama: Das Ende der Geschichte, München 1992.

liegende Chance, die eigene Identität zu überprüfen, war insbesondere für einen Jugendverband entscheidend. Denn anders als in Erwachsenenorganisationen wechselten die Mitglieder häufig, neue kamen hinzu. So konnte nicht ohne weiteres davon ausgegangen werden, dass früher geführte Debatten zu einem späteren Zeitpunkt noch bekannt sind, geschweige denn, dass die gefundenen Antworten als konsensfähig angenommen werden. So sollte die Debatte »als Prozess organisiert werden, der alle mitnimmt«. Und dabei gewichtete Vollert den Prozess viel höher als das abschließende Produkt. Wichtig war die Auseinandersetzung darum. Um dieses Ziel zu erreichen, wurde die Debatte in Form eines Dreischrittes angelegt. Zunächst sollte durch 1) Vorlage eines ersten Entwurfes eine Diskursgrundlage geschaffen werden, damit 2) die gemeinsame Debatte im Herbst zum Entwurf geführt werden kann, um schließlich 3) auf dem Bundeskongress in Gelsenkirchen 1995 um den Entwurf eine qualifizierte Auseinandersetzung führen zu können.

Ebendieses Vorgehen erlaubte es Gliederungen wie dem Bezirk Hannover, dem Kay Schweigmann-Greve angehörte, frühzeitig in die anlaufende Debatte einzugreifen und eigene Positionen und Argumente in den Prozess hineinzutragen. Dabei galt auch für Hannover, was für Köln galt, so Schweigmann-Greve. Die Haltung zur Klassenfrage erwarben die Genoss*innen nicht erst nach 1989. Auch hier waren Diskussionen und Erfahrungen prägend, die schon in den 1980er Jahren gemacht worden waren und die in Hannover spiegelbildlich zu Köln erscheinen.

Zentral war für die Auseinandersetzung mit der Linie von Frank Bsirske, der mit einer grün und »linksaußen« wahrgenommenen Position der sozialdemokratischen Haltung Schweigmann-Greves widerstrebt habe und der dem zentralen Handlungsfeld der Falken, nämlich der Kinder- und Jugendarbeit und auch Zeltlagerpädagogik, keine Bedeutung zugemessen habe, stattdessen Parteiaufbau und innergewerkschaftliche Auseinandersetzungen betrieben habe. Kay Schweigmann-Greve

So sollte die Debatte »als Prozess organisiert werden, der alle mitnimmt«.

hatte Genoss*innen um sich, die sich bis dato in der Wandervogelbewegung an einer Waldorfschule engagiert hatten. Ihre Politisierung erfolgte anhand der Gewaltfrage und der damit verbundenen Problemstellung einer Kriegsdienstverweigerung. Sie erarbeiteten sich eine antimilitaristische Weltsicht, die sich deutlich vom Pazifismus abgrenzte. Die Antiatombewegung, repräsentiert etwa in der Republik freies Wendland, sowie der öffentliche Widerstand gegen das Planungsvorhaben Startbahn West des Frankfurter Flughafens waren, so Schweigmann-Greve, zentrale gesellschaftliche Auseinandersetzungen, die die Politisierung seines Umfeldes prägten.

Theoriefixpunkte seiner Genoss*innen waren weniger die Klassiker der Marxismus als Immanuel Kant und Gustav Landauer, die Dialektikkritik Karl Poppers, aber auch die Pädagogikkonzeption Kurt Löwensteins. Sie operierten somit auch mit einem anderen Begriff des Sozialismus. Dieser bedeutete für sie die Änderung von sich selbst, Aufbau demokratischer Strukturen. Er wurde in diesem Sinne begriffen als »Art wie man miteinander umgeht«. Die Kinder, mit denen die Falken in Hannover arbeiteten, entstammten keinem klassischen Arbeiter*innenmilieu, sondern Familien von Sinti und Roma sowie von jüdischen Kontingentflüchtlingen nach 1990. Die Helfer*innen der letzteren Gruppe waren häufig Intellektuelle, mit großem Interesse an Theoriedebatten, die jedoch »allergisch auf alles, was nach Lenin und Ostblock geklungen hat«, reagierten.

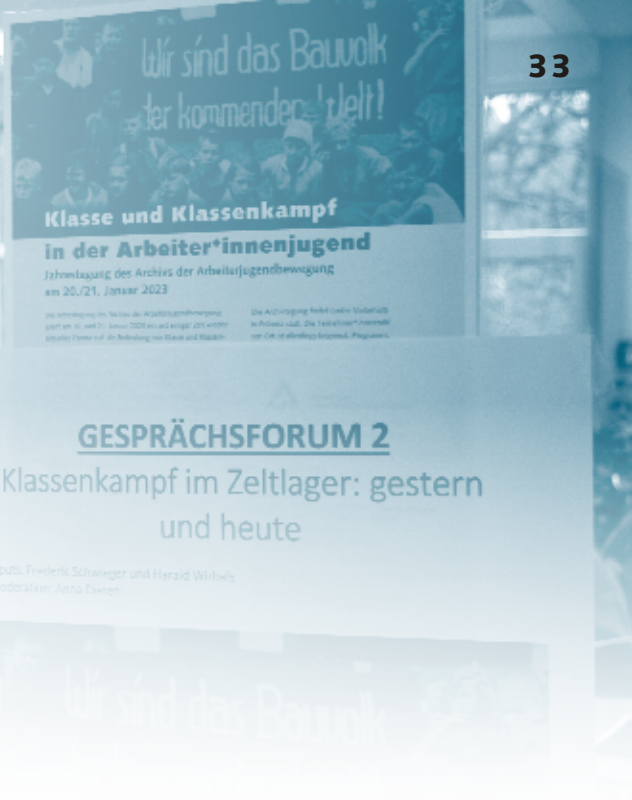
So ist gekennzeichnet, dass es die unterschiedlichen Erfahrungshorizonte waren, welche die Haltung zur Klassenfrage und dementsprechend auch zur neuen Grundsatzerklärung stifteten. Dies kann als zentrales Ergebnis des Gesprächsforums stehen bleiben. Allerdings fielen auch einige weiße Flecken in der historischen Rückschau auf: Die Positionen der Gliederungen Braunschweigs, die ein engeres Verständnis des Sozialismus im Sinne des Marxismus-Leninismus hatten, aber auch des Westlichen Westfalens, deren Bezug auf die Arbeiterklasse als eher folkloristisch gekennzeichnet wurde, blieben weitgehend unbeleuchtet.

Der Grundsatzerklärung von Gelsenkirchen war, so berichtete Michael Vollert, ein nur sehr kurzes Leben beschieden. Denn diese wurde bereits auf der folgenden Bundeskonferenz außer Kraft gesetzt. Der Verband fürchtete damals den Verlust der Gemeinnützigkeit und damit um die finanzielle Basis der Falken im gesamten Bundesgebiet. Aus dem Publikum des Gesprächsforums kam hier jedoch der Einwurf, dass das Papier zwar offiziell außer Kraft war, aber in seinen Inhalten noch Geltung beanspruchen konnte.

Alle Mitdiskutanten auf der Archivtagung waren sich darin einig, dass immer wieder Anlässe geschaffen werden sollten, zu denen Menschen, die nicht langjährige Mitglieder sind, die Chance finden, zentrale Positionen zu hinterfragen und zu erörtern. Und hierfür sind politische Positionspapiere, wie die Grundsatzerklärung, das angemessene Vehikel. Spätere Debatten um das Konzept Arbeiterklasse, so kam ein Einwurf aus dem Auditorium, speisten sich wieder aus anderen Erfahrungshorizonten.

Der frühere Vorsitzende Konrad Gilges spannte in einem Wortbeitrag einen größeren historischen Bogen. Die Grundsatzerklärungen hätten in der Geschichte der Falken stets eine Form der Desorientierung zum Ausgangspunkt gehabt. 1960 sei dies das Bad Godesberger Programm der SPD gewesen, 1971 die Studentenbewegung, 1995 der Niedergang des Realsozialismus. Und auch wenn damit der Blick auf die Zäsuren der Falkengeschichte gerichtet war, herrschte der Konsens im Publikum, dass Selbstermächtigung als Ziel das Gemeinsame aller Positionspapiere gewesen sei. Hierauf konnten sich alle einigen, egal wie sie dieses Ziel oder ihre Sonderposition hergeleitet hatten. ■

Selbstermächtigung als Ziel das Gemeinsame aller Positionspapiere



GESPRÄCHSFORUM

Klassenkampf im Zeltlager: gestern und heute

Philipp Schweizer

Harald Wirbals und Frederik Schwieger setzten sich gemeinsam mit den Teilnehmenden des Gesprächsforums »Klassenkampf im Zeltlager: gestern und heute« mit der Frage von Klassen und Klassenkampf(rethorik) in den Zeltlagern der SJD – Die Falken auseinander.

Das Gesprächsforum spannte einen breiten historischen Rahmen auf. Neben den Zeltlagern der Falken von 1950 bis in die 2000er spielten auch die Überlegungen der Kinderfreunde bzw. Kurt Löwensteins zum Zeltlager aus den 1920er Jahren eine Rolle. Immer wieder kam die Frage auf: Was bedeuten denn Erziehung durch die Klasse oder für die Klasse sowie Klassenkampf im Zeltlager überhaupt? Wer gehört überhaupt zur Arbeiter*innenklasse? Welche Bedeutung hat diese Zugehörigkeit im Jugendverband?

Zu Beginn des Forums berichteten die Teilnehmenden über ihren Weg zu den Falken. Schon dabei wurde deutlich, dass die Zugänge unterschiedlich waren und von pragmatischen Gründen (z. B. das einzige Jugendzentrum im Stadtteil) über ein Interesse am Sozialismus bis hin zu einem Zeltlager für arme Familien reichten. Sowohl die Helfer*innen als auch die Teilnehmenden entstammten in den 1950er Jahren dem Arbeitermilieu. Klasse war deshalb ein wichtiger, aber auch eher selbstverständlicher und weniger politischer und reflektierter Bezugsrahmen im Zeltlager. Im Bezirk Westliches Westfalen der Falken beispielsweise spielten Hausfrauen aus dem Arbeitermilieu eine wichtige Rolle, denn sie fuhren nicht nur ins Zeltlager, sondern waren auch häufig als Gruppenhelferinnen aktiv.

Auch wenn die Zeltlager auf den ersten Blick unpolitisch wirkten, gab es eine deutliche Verbindung der Falken zur Sozialdemokratie, wie die Beiträge im Gesprächsforum zeigten. Die Zeltlager waren zwar von trivial erscheinenden Freizeitaktivitäten geprägt, aber auch von der gemeinsamen Erledigung von Aufgaben und Herausforderungen und der dazu notwendigen Verständigung. Selbst Programmpunkte wie Planspiele im Zeltlager wirkten auf die Teilnehmer*innen eigentlich nicht politisch, wie ein Teilnehmer erzählte, der mit 15 oder 16 Jahren an Zeltlagern des Bezirks Westliches Westfalen teilnahm. Aus biografischer Sicht liegt aber doch eine politische Wirkung dieser Pädagogik nahe: Harald Wirbals berichtete, dass er den Verband zwar in erster Linie als Agentur sozialen Aufstiegs erlebt habe – dass ihn aber der Slogan »Wir sind Arbeiterkinder und stolz darauf« zeitlebens begleitet habe und er diesen, wo immer er in Kontakt mit Eliten kam, erinnerte. Aus dem pädagogisch vermittelten und politisch gefärbten Stolz auf seine Herkunft habe er, trotz anfänglicher Schüchternheit, das Selbstbewusstsein für

Die Zeltlager der 1950er und 1960 Jahre ermöglichten zumindest einem Teil der Arbeiter*innenkinder eine Gegenwelterfahrung,

einen gleichberechtigten Umgang ziehen können. Auch viele andere Teilnehmer*innen des Forums berichteten, dass ihnen bei Streiks, in Betriebsräten und den Gewerkschaften zahlreiche Genoss*innen begegnet seien, die an den Zeltlagern der Falken teilgenommen hätten und mit denen sie die Erinnerung daran teilten, dass es ›dort anders gewesen‹ sei. Dabei waren die geringeren Vorgaben, anderen Umgangsweisen (etwa geschlechtergemischte Zelte) und die Behandlung junger Menschen auf Augenhöhe besonders wichtig. Die Zeltlager der 1950er und 1960 Jahre ermöglichten zumindest einem Teil der Arbeiter*innenkinder eine Gegenwelterfahrung, die von den Anwesenden zumindest im Rückblick das Selbstbewusstsein gestärkt und – darüber vermittelt – auch auf deren späteres politisches und gesellschaftliches Engagement positiven Einfluss genommen hat.

Unter dem Einfluss der Studierendenbewegung spielten politische Fragen innerhalb der Falken ab den 1970er Jahren eine deutlich größere Rolle – auch wenn nicht alle Gliederungen gleichermaßen diesem Kurs folgten. Im Zuge dieser Politisierung kam nicht nur die Frage des Klassenkampfes im Verband auf, sondern zugleich löste sich vielerorts das sozialdemokratische Arbeiter*innenmilieu auf – und damit auch die Verankerung der Falken in eben diesem Milieu. Auch die festen Gruppen verschwanden an einigen Orten seit den 1970er Jahren nach und nach. Unter Funktionär*innen und Helfer*innen gab es deutlich mehr Studierende, die oft auch anderweitig politisch organisiert waren und bei den Falken strömungsübergreifend zusammenarbeiteten. So berichtete ein Teilnehmer, dass in Bremen Studierende, die politisch in der SPD, dem Kommunistischen Bund Westdeutschland (KBW) und der DKP verortet gewesen wären, miteinander um ein richtiges Konzept gerungen hätten. Vor den Zeltlagern wurde politisch diskutiert, es wurden Konzepte ersonnen und in den Zeltlagern zumindest eine Zeit lang von den Helfenden intensiv über das konkrete pädagogische Vorgehen reflektiert und gestritten. Andere Teilnehmer erinnerten an Zeltlager mit politischem Motto. So wurden einige Dörfer politisch im Sinne internationaler Solidarität benannt, etwa »Kuba«. Harald Wirbals untersuchte im Rahmen eines wissenschaftlichen Kooperationsprojektes in den 1970er Jahren einige Zeltlager der Falken.[1] Damals kam er zum Schluss, dass die Konzeptionen und politischen Diskussionen zwar wichtig waren, um die eigenen Praxis der Zeltlager ideell an den politischen Anspruch und das politische Selbstbild der Funktionär*innen und des Verbandes zurückzubinden. In den untersuchten Zeltlagern selbst hätten diese Ansprüche aber eine nur untergeordnete Rolle gespielt, denn die täglichen Herausforderungen und Aufgaben des Zeltlagers begünstigten eine eigene, davon unabhängige Handlungslogik. So tauchten im Zeltlageralltag z. B. konkrete praktische Probleme auf, die unter Zeitdruck pragmatisch gelöst werden mussten. Doch auch hier berichteten viele Teilnehmer*innen des Forums, dass sie ohne die Zeit bei den Falken persönlich und politisch nicht so weit gekommen wären. Hier wurden insbesondere Ehrenamt und Gruppenarbeit als sehr prägend wahrgenommen. Insgesamt stützen diese Erzählungen aber auch das Bild des Verbandes als Agentur sozialen Aufstiegs, bei dem die Engagierten ihre eigenen Klassenbezüge – auch jene aus bürgerlichen Elternhäusern – im Zuge und in Folge ihrer Politisierung hinter sich lassen, um Karriere (oft in der SPD und Gewerkschaften) zu machen.

---

[1] Siehe: Harald Wirbals u. a.: Das Zeltlager als politisch/pädagogisches Lernfeld. Bericht über ein Aktionsforschungsprojekt zur ZL-Arbeit der SJD – Die Falken, Dortmund 1980, AAJB, MB 22154; in diesem Kontext erschienen beispielsweise: Ders.: Helferbewußtsein – Helferverhalten. Materialien des Forschungsprojekts Zeltlager, Reihe: Praxisblätter zur Zeltlagerarbeit 05/06, hg. vom Bundesverband der SJD – Die Falken, 1978, AAJB, BRO A 4293; Ders.: Aspekte einer emanzipatorischen Freizeitpädagogik, dargestellt am Beispiel der Zeltlagerarbeit der SJD – Die Falken, Hausarbeit zur staatlichen Abschlussprüfung an der Fachhochschule Dortmund, 1972, AAJB, MC 1600.

Insgesamt stützen diese Erzählungen aber auch das Bild des Verbandes als Agentur sozialen Aufstiegs, bei dem die Engagierten ihre eigenen Klassenbezüge [...] im Zuge und in Folge ihrer Politisierung hinter sich lassen, um Karriere [...] zu machen.

Frederik Schwieger berichtete aus den 2000ern, in denen die Falken – zumindest am Niederrhein – eher unpolitisch gewesen seien. Trotzdem habe es Reste der Zugehörigkeit zur Arbeiter*innenbewegung gegeben, die er auch im Zeltlager erlebt habe, etwa den Austausch über den Sozialismus und Karl Marx oder das Singen von Arbeiter*innenliedern als Symbol der eigenen Zugehörigkeit. Klasse sei politisch als Kraft aber nicht erlebbar gewesen.

Zum Abschluss des Gesprächsforums diskutierten die Teilnehmenden, was denn Klasse heute bedeute angesichts einer starken Atomisierung der Gesellschaft. Einige Stimmen warben für einen breiten Begriff von Klasse und wiesen darauf hin, dass auch die historische Arbeiter*innenklasse stark differenziert gewesen sei und Buchdrucker, Stahlarbeiter oder weibliche Hausbedienstete sehr unterschiedliche Leben hatten. Schwieger merkte an dieser Stelle an, dass ein Anknüpfen an die Ideen der Kinderfreunde nicht ohne weiteres möglich sei. Deren Idee einer sozialistischen Erziehung als einer Erziehung der Klasse durch die Klasse und für die Klasse mit dem Ziel einer Vorbereitung junger Menschen auf deren aktive Mitwirkung an einen für die nähere Zukunft zu erwartenden Sozialismus, sei nicht einfach übertragbar. Sie sei eingebunden gewesen in die damals noch umfassende Welt der sozialdemokratischen Arbeiter*innenorganisationen, die heute nicht mehr existiere. Auch das, sich aus dieser Lebenswelt für Arbeiter*innen ergebende und durch die Organisationen im Rahmen ihrer Presse und ihrer Bildungsarbeit geförderte, Klassenbewusstsein existiere so nicht mehr. Beides sei aber eine Voraussetzung für den Versuch der Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde gewesen, Arbeiter*innenkindern Klassenbewusstsein in erster Linie über das Erleben der Klasse und ihrer Gemeinschaft zu vermittelten und so eine gefühlsmäßige Bindung der Kinder aneinander und an die Klasse, ihre Organisationen und Symbole zu erzeugen – auf die dann später in weiteren Organisationen der Arbeiter*innenbewegung aufgebaut werden könnte. Insofern sei diese Möglichkeit heute verstellt. Klasse tauge sicher noch als Analysekategorie, aber nicht für eine gemeinsame gefühlte Identität.

Für diejenigen, die sich heute der Frage widmen, wie eine zeitgemäße sozialistische Erziehung aussieht, bedeutet dies, dass die Geschichte der SJD – Die Falken zwar viele spannende Eindrücke vermitteln und die historische Bedeutung der sozialistischen Erziehung für die Arbeiter*innenbewegung und die einzelnen Arbeiter*innenkinder deutlich machen kann, ein einfaches Anknüpfen oder eine Verwandlung von Theorien dieser Bewegung in Dogmen allerdings nicht weiterhilft. Das Forum machte aber auch deutlich: Sozialistische Erziehung war schon immer ein Ringen um zeitgemäße theoretische Antworten zum Stand kapitalistischer Vergesellschaftung und dessen Auswirkungen auf die Arbeitenden und ihre Kinder und eine dem entsprechende sozialistische Praxen. ■

GESPRÄCHSFORUM

Gruppenarbeit als Klassenarbeit: die Praxis

Maria Daldrup

Wie schlug sich die Klassenfrage in der pädagogischen Praxis der Sozialistischen Jugend Deutschlands (SJD) – Die Falken nieder? Welches Bewusstsein von Klasse erarbeiteten sich junge Menschen in der Gruppenstunde? Oder spielten Klasse und Klassenkampf für die Praxis kaum eine Rolle? Diesen Fragen widmete sich das Gesprächsforum zur »Gruppenarbeit als Klassenarbeit: die Praxis«. Inputs von Gudrun Probst Eschke, Wolfgang Uellenberg-van Dawen und Jana Herrmann eröffneten den Blick auf drei unterschiedliche historische Zeiträume sozialistischer Jugendverbandsarbeit – und damit zugleich drei unterschiedliche Bedeutungszuschreibungen von Klasse und Klassenkampf.

»Kommt, reicht eure Hände«: Mit diesem Lied lieferte Gudrun Probst-Eschke den Einstieg in die Erinnerungen und Erfahrungen aus ihrer Kindheit und Jugend bei der SJD – Die Falken von 1958 bis etwa 1970 in Hamburg-Altona. Das Lied (Worte: Ludwig Landau-Wegner, Weise: Rudolf Barthel) besingt die Gemeinschaft junger Menschen, den Wert von Freundschaft und Solidarität und sollte dabei helfen, ein Klassenbewusstsein zu entwickeln. Es wurden oft, u. a. bei Sonnwendfeiern oder am Lagerfeuer, gemeinsam Arbeiterlieder gesungen, dazu wurden Texte z. B. von Wolfgang Borchert oder Joseph von Eichendorff rezitiert. Der Hamburger Sprech- und Bewegungschor trug häufig Lieder und Texte vor. Dies seien immer sehr bewegende Momente in der Gruppe gewesen.

KOMMT, REICHT EURE HÄNDE

Kommt, reicht eure Hände, im Kreis sie verschlingt,
daß niemals die Kette der Freundschaft zerspringt.

Kommt, hebt eure Füße gemeinsam zum Schritt,
ist einer mal müde, wir reißen ihn mit. :|

Ist einer auch mal traurig, so lachen wir hell.
Das Lachen von vielen klingt froh wie ein Quell.

Hilft einer dem andern, wird Schweres so leicht.
Es hat Kameradschaft den Sieg stets erreicht. :|

Kommt alle zusammen, mit kräftigem Schritt,
heraus aus dem Dunkel, wir gehen alle mit.

Wir schreiten zum Ziele, das Morsche zerbricht.
Kommt schließt eure Hände und grüßet das Licht. :|

Für die Gruppenarbeit bei der SJD – Die Falken in Hamburg galt das Motto: »Jeder zählt!« Diese Solidarität innerhalb der Gruppe zeigte sich etwa darin, dass bei der jährlichen Osterfahrt die Gruppenmitglieder ihre Ostereier von Zuhause mitbrachten und sie dann, gerecht auf alle Kinder aufgeteilt, von der Gruppenleitung versteckt wurden. Süßigkeiten seien, so erzählte Gudrun Probst-Eschke, keineswegs eine Selbstverständlichkeit gewesen. Umso wertvoller war die Erfahrung, dass diejenigen, die mehr hatten, mit jenen teilten, die weniger hatten – ganz ohne Neid.

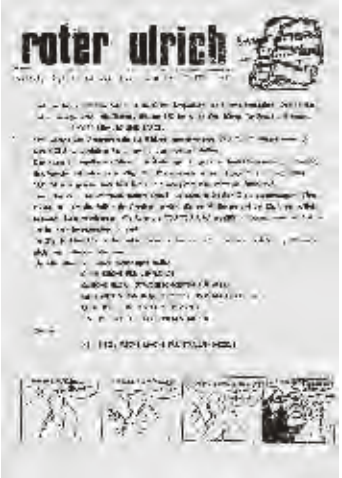
Der rote Faden. Vorschläge für 12 Gruppenabende, zusammengestellt von Kalli Prall, Verlag Schaffende Jugend, Bonn 1955 AAJB, MA 38

Ein anderes Beispiel für die Bedeutung der sozialen Beziehungen in der Gruppe war die Zausestunde bzw. der Zauseabend: In einem Stuhlkreis sitzend konnten sich die Gruppenmitglieder offen, ehrlich und auch kritisch über all das austauschen, was ihnen nicht gefiel. So sollten dann gemeinsam Lösungen gefunden werden, um das Miteinander zu verbessern, berichtete Probst-Eschke. In den Gruppenstunden, bei Sonntagswanderungen oder Zeltfahrten zu Ostern/Pfingsten standen auch Gemeinschaftsaktivitäten auf dem Programm: Volkstanz, Arbeiterlieder lernen, Gesellschaftsspiele. Auch sei viel vorgelesen worden – z. B. Tom Sawyer oder Emil und die Detektive –, Zeltlager und Naturerlebnisse gemeinsam geteilt. Auch nahm die Hamburger Falkengruppe oft an Gruppenwettbewerben (Wandzeitungen zum Zeltlagerthema, Theaterszenen oder Liedtexte ausdenken und vortragen) des Landesverbandes teil und gewann nicht selten Preise.

Je älter die Gruppenmitglieder wurden, desto mehr gewannen politische Aktivitäten an Bedeutung in der Gruppenpraxis. Dazu gehörten Fragen von Selbstorganisation, das Erlernen agitatorischer Kompetenzen, d. h. nicht nur eine eigene politische Einstellung zu erarbeiten, sondern sich in Debatten behaupten zu können, die Einübung demokratischer Prinzipien – und: Bildung! Bildung, so Gudrun Probst-Eschke, war zentral, um ein Klassenbewusstsein überhaupt entwickeln zu können.

Die Politisierung bei den Falken prägte Gudrun Probst-Eschke nachhaltig. Ob nun bei politischen Aktionen in Hamburg, der Arbeit in der SPD oder an sonstigen Orten, wo es um politische Entscheidungen ging – die wichtigste Frage sei damals wie heute: »Wem nützt es?«, »Nützt es unserer Klasse?«

Plakat der SJD – Die Falken AAJB, Plakatsammlung, PL-A 624



roter ulrich, hg. von der SJD – Die Falken, Stadtverband Köln Mitte-Süd (1970er)

AAJB, SJD-MR-K 22/10

Das Klassenbewusstsein zeigte sich in den Gruppenstunden aus Gudrun Probst-Eschkes Rückblick zwar nicht immer explizit, indem »Klasse« benannt wurde, aber spiegelte sich deutlich in den Inhalten, Aktivitäten und v. a. dem immer wieder darin sichtbaren solidarischen Miteinander und dem Anspruch, innerhalb der Gesellschaft auch als Arbeiterkind als handlungsfähiges Subjekt zu agieren.

Im Anschluss berichtete Wolfgang Uellenberg-van Dawen von seinen Erfahrungen bei der SJD – Die Falken in Köln in den 1970er Jahren. Hier habe er vor allem medienpädagogische Arbeit mit Berufsschülern geleistet, d. h. sich mit Mediengewohnheiten, Konsum und Kapitalismus sowie der Klassenlage der jungen Menschen auseinandergesetzt. Diese Arbeit schlug sich nieder in der Berufsschülerzeitschrift »roter ulrich«. Das erste Heft entstand aus Anlass des Misstrauensvotums gegen Willy Brandt und drehte sich insbesondere um die Kritik an Franz-Josef Strauss und Reiner Barzel.[1]

Aber nicht nur solche politischen Themen wurden verhandelt, sondern ebenso Fragen des Arbeitsalltags in den Betrieben, um Arbeitsrechte, die Freiheit von Lehrlingen – und auch Satire gehörte in das Repertoire der Zeitschrift, verbunden immer mit politischer Agitation. Das zentrale Stichwort war Mit- und Selbstverwaltung der Lehrlinge. Insbesondere im dritten Heft des »roten ulrich« ging es viel konkreter um Fragen von Unterdrückung in der Arbeitswelt.

Der »rote ulrich«, der als Zeitschrift in den Gruppenarbeiten entstand, war eine Form der Politisierung junger Menschen und der Stärkung ihrer gesellschaftlichen Teilhabe über Bildung. Er förderte die Reflexion von Arbeit und Schule – und steigerte die Neugier auf Theorien. Fortgesetzt wurde diese Arbeit dann u. a. in Zeltlagern oder auch beim Arbeiterjugendtag, der 1974 in Köln stattfand und der systematisch in den Gruppen vorbereitet wurde, so Wolfgang Uellenberg-van Dawen.

[1] roter ulrich, hg. von der SJD – Die Falken, Stadtverband Köln Mitte-Süd, AAJB, SJD-MR-K 22/10.

Die Beispiele von Wolfgang Uellenberg-van Dawen zeigten, dass die konkrete politische Bildungsarbeit und auch die Auseinandersetzung mit Klassenfragen und ihren Theoretikern wie Karl Marx bei seiner Gruppenarbeit deutlich stärker war. Aber: Sie musste immer verbunden sein mit alltäglichen Fragen zur Lage von Berufsschüler*innen.

In einem dritten Input berichtete Jana Hermann aus ihrer Zeit bei der SJD – Die Falken seit 2005 in Dortmund. Sie schilderte ihren Eindruck, dass die damalige Gruppenarbeit deutlich entpolitisiert war, gleichwohl es ein starkes Verständnis von Klasse gegeben habe: Im Vergleich zu anderen, akademisierteren Falkengliederungen habe man sich im Bezirk Westliches Westfalen als die einzige ›wirkliche Arbeiter-Gliederung‹ wahrgenommen, als ›tatsächlich‹ proletarisch. Insbesondere in Abgrenzung zu eher studentisch geprägten Gliederungen habe man sich explizit ›prollig‹ gegeben – und damit zugleich die Identifikation mit dem Verband gestärkt: Falkenkleidung, gemeinsame Lieder und Veranstaltungen wie beispielsweise die jährliche Tannenbaumaktion, aber auch der Arbeiterkampftag oder die Zeltlager stärkten das Zusammengehörigkeitsgefühl.

Und dennoch spielte eben jener Begriff der Arbeiterklasse keine große Rolle in der Praxis der Falkenarbeit im Westlichen Westfalen. Da ging es um Jugenderholung oder Selbstorganisation – so die größte Unterscheidung des pädagogischen Zugangs: Das »Lager Jugenderholung«, so Jana Herrmann, verfolgte insbesondere Aktivitäten für Kinder und Jugendliche mit prekären Hintergründen, denen so auch mit wenig Geld attraktive Angebote gemacht werden konnten und die stärker im Bereich von Sozialarbeit angesiedelt waren, denn als Jugendverbandsarbeit. Es ging beispielsweise in den Kletterpark oder auch auf eine Reise nach Korsika. Es habe zwar Ansätze gegeben, auch inhaltlich zu arbeiten – allerdings stand der Unterhaltungswert der Aktivitäten im Fokus. Das »Lager Selbstorganisation« entsprach schon mehr der Vorstellung einer klassenbewussten Pädagogik, ohne indoktrinieren zu wollen. Konkret bedeutete dies: Die Jugendlichen sollten ihre Interessen selbst erkennen, sich selbst organisieren. Und wenn dies bedeutete, dass sie ›chillen‹ möchten, dann ›chillten‹ sie. Im Rückblick war das, so Jana Hermann, vielleicht nicht immer der richtige Ansatz und ein Mehr an theoretischer Fundierung hätte sich womöglich als besser herausgestellt. Und doch habe es hin und wieder Personen gegeben, die politische Impulse in die Gruppenarbeit eingebracht hätten, die dann auch umgesetzt wurden: Aktionen gegen rechts und die Teilnahme an Demonstrationen, Debatten über Religionen und Beschneidung, die Auseinandersetzung mit NS-Erinnerungskulturen und der Besuch des ehemaligen Konzentrationslagers in Neuengamme gehörten dazu.

Der zentrale und alle Inputs einende Aspekt von Bildung – und daraus folgend eine Selbstermächtigung der Einzelnen und die Selbstorganisierung der Gruppe – wurde besonders deutlich in der abschließenden Diskussion. Zugleich ging es um Problematiken einer heutigen jugendverbandlichen Arbeit. Dazu zählt der Umgang mit Kindern, die einen erhöhten Anspruch an Betreuung erfordern oder die keinerlei Vorstellungen von Organisation oder Solidarisierung haben. Hier die eigenen Grenzen als politischer Jugendverband ebenso wahrzunehmen, wie die Chancen dieser häufig eher sozialen Arbeit, sei besonders wichtig. Der Anspruch sei eben auch heute, die Kinder fitter und klüger zu machen, so berichtete eine der Gesprächsforumsteilnehmerinnen. Hierfür sei es wichtig, so wurde im Gesprächsforum ergänzt, dass es eine feste Verortung der Gruppen im Stadtteil gebe, es verbindliche Gruppenstunden gebe – und auch der familiäre Kontext der Kinder und Jugendlichen mitbedacht werde in der Gestaltung der Falkenarbeit vor Ort. ■

GESPRÄCHSFORUM

Klassenbegriff und Sozialistische Erziehung: die Theorie

Christoph Hövel

Im Gesprächsforum »Klassenbegriff und Sozialistische Erziehung: die Theorie« eröffnete Veit Dieterich auf Basis einschlägiger Texte zur sozialistischen Erziehung den Austausch über den Klassenbegriff in der Arbeiter*innenjugendbewegung.

Die Diskussion des Gesprächsforums entzündete sich insbesondere an Kurt Löwensteins »Die Aufgaben der Kinderfreunde[1]« aus dem Jahr 1929. Während die Kritik an der Erziehungspraxis der »Spartakusgruppen der Kommunisten«, beanstandet wurde, gab es auch einige Stellen, die besonders positiv hervorgehoben wurden: Darunter v. a. die Förderung der Gemeinschaftsfähigkeit durch die Kinderfreunde im Gegensatz zu einer heute omnipräsenten Betonung von Selbstverwirklichung. Beides – Gemeinschaftsfähigkeit und selbstständiges Denken – finde auch heute seine Umsetzung in der pädagogischen Praxis der Falken, in der Demokratiemodelle praktisch erfahren und den Kindern und Jugendlichen Fähigkeiten beigebracht werde, sich in der Schule oder im Betrieb für ihre eigenen Interessen ein- und mit Lehrer*innen und Vorgesetzten auseinanderzusetzen. Auch bei vielen ehemaligen Falkenmitgliedern zeige sich ein Organisationsverständnis, das sie in den vielfältigen Feldern ihres weiteren Wirkens eingebracht haben, so der Tenor im Gesprächsforum. Dazu gehöre v. a. die Fähigkeit zu eigenständigem und kritischen Denken gegenüber den verknöcherten Voraussetzungen des gesellschaftlichen Zusammenlebens.

Die Differenz zu Löwensteins theoretischen Ausführungen sahen die Gesprächsforumsteilnehmer*innen v. a. bei der Frage der pädagogisch-praktischen Umsetzung. Zur besseren Einordnung beschrieb Veit Dieterich zunächst die Situation, in der sich Löwenstein beim Verfassen des Textes befand: 1918/19 habe die revolutionäre Situation zum Greifen nahegelegen, die Arbeiter*innen aber seien nicht auf ihre neue Rolle als Gestalter*innen ihrer eigenen Gesellschaft vorbereitet gewesen. Löwensteins Anspruch war es, die Kinder zu erziehen für eine neue Gesellschaft, die sie gemeinsam organisieren. Hiermit geriet allerdings, so kritisierte ein Teilnehmer des Gesprächsforums, die Erziehung zur Auseinandersetzung mit der bestehenden Ordnung und letztlich die Erziehung zum Klassenkampf aus dem Blick. Trotz der Betonung, die Kinder und Jugendlichen auch auf Konflikte im Betrieb und der Schule vorzubereiten, hätten sich viele ehemalige Falken auf sozialistische bzw. selbstorganisierte Inseln gerettet, wie komfortable Positionen im Betriebsrat oder als Bildungsreferent*in im Sozialistischen Bildungszentrum, und so die Verbindung zur Arbeiter*innenklasse verloren.

[1] Die Diskussion bezieht sich insbesondere auf folgenden Text: Kurt Löwenstein: Die Aufgaben der Kinderfreunde (1929), in: Ferdinand Brandecker/Hildegard Feidel-Mertz (Hg.): Sozialismus und Erziehung. Eine Auswahl aus den Schriften 1919 – 1933, Bonn-Bad Godesberg 1976, S. 213 – 234.

1116 KURT LÖWENSTEIN · DIE AUFGABEN DER KINDERFREUNDEBEWEGUNG

KURT LÖWENSTEIN · DIE AUFGABEN DER KINDERFREUNDEBEWEGUNG

DIE Kinderfreundebewegung ist durch die Angriffe der Rechtspresse und des Katholikentags aus der ruhigen Entwicklung einer pädagogischen Bewegung in die Kampfarena des politischen Parteienstreits hineingedrängt worden. Es mag daher verständlich erscheinen, wenn die Führer der Kinderfreundebewegung besonders Wert darauf legen, daß aber sie, vor allem in den Kreisen von Menschen sozialistischer Gesinnung, keine Vorurteile geweckt werden.

Am 16. September hat Balthasar Weingartz in den Sozialistischen Monatsheften das Ringen des Sozialismus um die Seele der heranwachsenden Generation dargestellt und sich dabei auch mit der Kinderfreundebewegung und der Kinderrepublik Namedy am Rhein ausführlich und kritisch beschäftigt. Da er ausdrücklich seine ungenaue Kenntnis dieser Kinderrepublik betonte, zum Teil seiner Ausführungen aber einen irreführenden Eindruck von der ganzen Bewegung hervorgerufen hat, den er sicher nicht beabsichtigt hatte, halte ich mich als der Reichsvorsitzende der Kinderfreunde für verpflichtet, dazu Stellung zu nehmen. Weingartz war rund 4 Wochen in dem Lager, das ich selbst pädagogisch und organisatorisch leitete. Wir waren ihm alle dankbar dafür, daß er sich ohne Vorbereitung und besonderes Geschick als technischer Helfer für den Küchendienst opferwillig zur Verfügung stellte. Aber es muß hinzugefügt werden, daß er niemals pädagogische Dienste geleistet hat, sie auch, da er nicht in der Bewegung arbeitete, gar nicht leisten konnte. Er dachte auch nicht, wahrscheinlich weil sein anstrengender Dienst ihn zu sehr ermüdete, an den zahlreichen pädagogischen Besprechungen der Helfer teil, ergriff auch nirgendwann Gelegenheit sich zu der Kinderfreundebewegung und ihrer Auswirkung im Zeltlager in unserer Mitte kritisch zu äußern. Hätte er das getan, so wäre er wohl durch die Aufschlüsse, die man ihm gegeben hätte, richtiger informiert worden. Es ist nämlich ein grundlegender Irrtum anzunehmen, daß die Zeltlager, die wir Kinderrepubliken nennen, die Tätigkeit der Kinderfreunde wären. Diese falsche Auffassung führt aber dazu unsere Bewegung als eine Art nachgemachter "boy-scouts"-Bewegung anzusehen (die wir übrigens weit besser kennen als Weingartz anzunehmen scheint). Die Kinderfreundebewegung bestand schon längst, ehe wir Zeltlager hatten. Wenn wir im letzten Jahr im Zeltlager die erfreuliche Anzahl von 10 000 Kindern hatten, so sind doch diese Kinder ein ganz geringer Teil derer, die wir überhaupt in der Kinderfreundebewegung vereinigen. Unsere Bewegung erfaßt ständig 120 000 Kinder, und wenn wir die Kinder hinzunehmen, die gelegentlich an unseren Veranstaltungen teilnehmen, so haben wir noch ein Vielfaches dieser Zahl. Die Zeltlager sind nur eine Steigerung in der Jahresarbeit der Kinderfreunde. Wir brauchen nur kurz herauszustellen, was die Kinderfreunde programmatisch wollen und tatsächlich tun, um den Unterschied zur Scoutsbewegung deutlich zu machen.

Die Kinderfreundebewegung nimmt für sich in Anspruch eine Aufgabe gesellschaftlicher Erziehung zu haben. Sie sieht das Arbeiterkind in der Unterdrückung durch die wirtschaftliche Lage der Arbeiterklasse überhaupt und durch die Nutznutzung der häuslichen Wohnung. Diese Situation benachteiligt das Arbeiterkind nicht nur wirtschaftlich, hemmt nicht nur tatsächlich seine körperliche und geistige Entwicklung sondern prägt ihm von frühester

Kurt Löwenstein:
Die Aufgaben
der Kinderfreunde-
bewegung,
in: Sozialistische
Monatshefte (1929)
H. 2, S. 1116 – 1120
AAJB, BRO A 3481

Von einer Teilnehmerin des Gesprächsforums wurde hierzu auf die Kindergruppen verwiesen, die bei Löwenstein im Fokus gestanden hätten. Klassenkämpfer*innen aber seien die Kinder eben nicht gewesen, die Revolution nämlich vollziehen die Erwachsenen. Von ihren Kämpfen hänge es ab, ob der Sozialismus zu Wege gebracht werde. Löwenstein betonte, dass die Kinder bei den Kinderfreunden ein positives emotionales Verhältnis zur Klasse erfahren sollen, und wendete sich zugleich gegen die Instrumentalisierung der Kinder, um sie gegen Autoritäten stark zu machen. In diesem Zusammenhang machte Veit Dietrich darauf aufmerksam, dass die Kritik Löwensteins an den »Spartakusgruppen der Kommunisten« nicht vorrangig einem Abschwören des Klassenkampfes geschuldet ist, sondern eine berechtigte Abgrenzung zu einer weitestgehend stalinisierten Thälmann-KPD darstellte. Dennoch müsse kritisch festgehalten werden, dass Löwenstein bei der Herausbildung von Klassenidentität stehen geblieben sei und die Entwicklung von Klassenbewusstsein ausgeblendet habe. Die Vermittlung einer Analyse gesellschaftlicher Verhältnisse jenseits plumper Indoktrination vorgegebener Phrasen als Alternative zur parteidoktrinären Schulung, die Löwenstein den Spartakusgruppen vorwarf, entwickelte er in seiner Schrift leider nicht. Eine Teilnehmerin sah hierin auch eine Unterschätzung der Kritikfähigkeit und der Fähigkeit zu politischem Denken bei Kindern und Jugendlichen. Diese Fähigkeiten konnten zwei jüngere Genossen durchaus bei Diskussionen um den Krieg in der Ukraine in Hamburg erkennen, in denen Kinder und Jugendliche bereits eine deutliche Vorstellung einer Friedensoption hatten.

Im Gesprächsforum stellte sich ausgehend von der zeitlichen Verortung von Löwensteins Ausführungen auch die Frage danach, wie die Welt heute beschaffen sei und welche Konsequenzen dies für die sozialistische Erziehung und den Klassenbegriff habe. So ließe sich über die heutige Zeit sagen, dass das von Francis Fukuyama in den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts ausgerufene Ende der Geschichte an ein Ende gerät.[2] Fukuyama hatte damit die Apathie nach dem Ende der Sowjetunion erfasst. Ein wesentliches Bezugssystem – ob positiv oder negativ – für emanzipatorische Bewegungen war damit unwiderruflich verschwunden und sorgte für eine allgemeine Ratlosigkeit und einen kapitalistischen Realismus. Demgegenüber sei mittlerweile die den Kapitalismus tragende Vorstellung, jeder Generation würde es besser gehen als der vorhergehenden, passé. Die multiplen Krisen der bürgerlichen Gesellschaft seien den meisten Menschen bewusst, nur: diese auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, so eine Teilnehmerin des Gesprächsforums, sei schwierig. Die Unzufriedenheit nehme zu und bewährte Methoden gesellschaftlicher Befriedung verfangen nicht mehr. Zugleich gebe es aber noch keine große gesellschaftliche Bewegung, die hier auftrete und den Weg in Richtung einer anderen Gesellschaft einschlage. Eine solche Bewegung müsse sich mit vergangenen Bewegungen auseinandersetzen und eruieren, woran sie gescheitert sind und welche Strategien tragfähig waren. Heute sei eine sozialistische Bewegung damit konfrontiert, dass niemand mehr von einer Klassengesellschaft und von Klassenkampf reden wolle. Hinzu komme hier die Schwierigkeit, dass die gesellschaftlichen Anforderungen in die Menschen eingesickert seien. Demgegenüber wurde von Veit Dietrich betont, dass es zugleich aber auch wieder eine grundsätzliche Offenheit für Kritik gebe. Die Vorstellungen von einer nivellierten Mittelstandsgesellschaft

[2] Francis Fukuyama: Das Ende der Geschichte, München 1992; Alex Hochuli/George Hoare/Philip Cunliffe: Das Ende des Endes der Geschichte. Post-Politik, Anti-Politik und der Zerfall der liberalen Demokratie, Wien 2022.

Warum schlägt die Unzufriedenheit nicht in Gegnerschaft zum System um?

und dass der Markt es schon regle, seien vorbei. Das sehe man bereits beim Volksentscheid zur Enteignung der Deutsche Wohnen. Es bleibe aber dennoch die Frage: Warum wird die Ursache der Probleme nicht erkannt?

Bei aller Unzufriedenheit und Offenheit für Kritik, die sich heute zeige, funktioniere weiterhin die Verkehrung der Sache durch die Sinnentstellung von Begriffen. Als Beispiel wurde hier der Solidaritätsbegriff angeführt. Während der Pandemie sei Solidarität so verstanden worden, dass es keine anderen Handlungsoptionen gebe, als sich zurückzunehmen. Anstatt Zusammenhalt gegen Ausbeutung zu entwickeln und Leid und Tod gemeinsam entgegenzutreten, sei Vereinzelung und Distanzierung als das solidarische Tun schlechthin verkauft worden – unter dem Deckmantel der Alternativlosigkeit.

Entgegenzusetzen sei dem, so die Diskussion im Gesprächsforum, das Lernen in der Gruppe. Hier entwickeln und entdecken Kinder und Jugendliche gemeinsam ihre Fähigkeiten und Ideen, die über das hinausgehen, was sie für möglich halten. Zugleich sei dieser Raum immer begrenzt und nur den Kindern und Jugendlichen zugänglich, die zu Falkenveranstaltungen oder ähnlichen Angeboten anderer Gruppen kommen. Der breiten Alternativlosigkeit bei gleichzeitiger Unzufriedenheit wirkungsvoll zu begegnen, bleibe eine wichtige Aufgabe. ■

Rezensionen

Weimar als »wehrhafte Demokratie«: »Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold« und »Eiserne Front«

Barbara Stambolis

Sebastian Elsbach

Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Republikschutz und politische Gewalt in der Weimarer Republik

Weimarer Schriften zur Republik, Bd. 10
Steiner Verlag, Stuttgart 2019
731 Seiten, Preis: 105,00 €
ISBN 978-3-515-12467-6

Sebastian Elsbach

Eiserne Front: Abwehrbündnis gegen Rechts 1931 bis 1933

Schriftenreihe der Gesellschaft
zur Erforschung der Demokratie-Geschichte,
Bd. 1, Weimarer Verlagsgesellschaft –
Verlagshaus Römerweg, Wiesbaden 2022
160 Seiten, Preis: 16,00 €
ISBN 978-3-7374-0294-1

Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, 1924 als »Bund republikanischer Kriegsteilnehmer« gegründet, war ein Zusammenschluss von Menschen, die überzeugt dafür eintraten, die Weimarer Demokratie wehrhaft zu verteidigen. Es entwickelte sich zu einer Massenorganisation, deren Akteure der Gewalt vor allem der militanten Rechten, aber auch der Kommunisten mit Entschiedenheit entgegentraten. Breiten Rückhalt hatte das Reichsbanner in der Sozialdemokratie, wenngleich seine Mitglieder auch anderen republiktragenden politischen Milieus und Parteien entstammten. Zu den prominenten Mitgliedern und Unterstützern zählten neben den Sozialdemokraten Kurt Schumacher, Carl Severing und Otto Wels beispielsweise Joseph Wirth, Hugo Preuß, Theodor Heuß oder Harry Graf Kessler.[1]

Seit einer ganzen Reihe von Jahren bereits dient das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold als Beleg dafür, dass die Weimarer Republik nicht nur von ihrem Ende bzw. Scheitern und ihrer Krisenhaftigkeit her zu betrachten ist. Vielmehr rücken neuere Forschungen »die Befürworter der Weimarer Republik in ein anderes Licht.« Wie Nadine Rossol schreibt, führt »die Verschiebung des Blickes weg von den politischen Eliten hin zu Massenorganisationen und organisierten Bewegungen« dazu, dass Wissenschaftler*innen »viele Republikaner genau dort engagiert fanden, wo zuvor ihre Versäumnisse beklagt wurden: in der Mobilisierung der Massen, einer performativen Politik und der republikanischen Symbolik.«[2]

Elsbach legt mit der überarbeiteten Fassung seiner Dissertation die quellengesättigte und chronologisch aufgebaute Studie »Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Republikschutz und politische Gewalt in der Weimarer Republik« vor. Sie beginnt mit der Vorgeschichte des Reichsbanners, gefolgt von Gründungs- und Hochphase 1924 bis 1928, schwierigen Jahren bis 1933, Zerschlagung und Verfolgung der Mitglieder sowie einem Ausblick auf »Echos der Kampfzeit« nach 1945. Das Buch widmet sich facettenreich regionalen Aspekten, enthält einen Dokumentenanhang und ein Register: Es bietet also eine gute Grundlage, sich einzelnen inhaltlichen und nicht zuletzt biografischen Fragen zuzuwenden und mit besonderen Arbeitsinteressen zu verknüpfen.

Ausdrücklich mit Blick auf den Leser*innenkreis der Mitteilungen des Archivs der Arbeiterjugendbewegung sei hier ein Beispiel benannt: 1926 wurde der Jungbanner, die Jugendabteilung des Reichsbanners, gegründet, mit dem sich ein Wandel der Altersstruktur und ein Generationenwechsel und damit verbundene Debatten und Konflikte ankündigten. Nicht nur Weltkriegsveteranen galt es anzusprechen, sondern Angehörige der Jahrgänge, die den Krieg als Kinder und Jugendliche erlebt hatten (Reichsbanner, S. 136f.). Als sich gegen Ende der 1920er Jahre die Kriegskindergeneration des Ersten Weltkriegs selbst zu Wort meldete, war ihre Bilanz bitter. Der Verfasser der im Folgenden zitierten Anklage »der arbeitslosen Jugend« war sich vermutlich der Wirkung seiner 1931 im »Jungbanner«, der gleichnamigen Zeitschrift der Jugendorganisation, erscheinenden Sätze bewusst: Er sehe »junge Menschen mit den Gesichtern wie Greise« vor sich, »mit Gesichtern, aus denen jede Spur von Lebensmut, jugendlicher Lebensfreude verbannt« sei.«[3]

Das Jungbanner hatte durchaus eine gewisse mobilisierende Wirkung, denn es bot Jugendlichen die Möglichkeit, sich uniformiert im öffentlichen Raum Gehör zu verschaffen. Ganz im Sinne von »Jugendpflege« (Reichsbanner, S. 321) gehörten Fortbildungs-

[1] Eine ausführliche Liste von Reichsbannermitgliedern und -unterstützern bei Elsbach im Dokumentenanhang, S. 592 – 597.

[2] Nadine Rossol: Republikanische Gruppen, Ideen und Identitäten, in: Dies./Benjamin Ziemann (Hg.): Aufbruch und Abgründe. Das Handbuch der Weimarer Republik, Darmstadt 2021, S. 309 – 337, hier: S. 310 (jetzt auch als Imprint bei der Bundeszentrale für politische Bildung zu einem moderaten Preis!); siehe auch: Benjamin Ziemann: Veteranen der Republik. Kriegserinnerung und demokratische Politik 1918 – 1933, Bonn 2014 sowie Dirk Schumann: Politische Gewalt in der Weimarer Republik 1918 – 1933. Kampf um die Straße und Furcht vor dem Bürgerkrieg, Essen 2001.

[3] G. Bauer: Jugend klagt an, in: Jungbanner, Beilage zum Reichsbanner Nr. 10 vom 7. März 1931, ohne Seitenangabe.

Rezensionen

kurse in Staatsbürgerkunde, Wanderungen, Geländespiele und gesellig-musikalische Veranstaltungen zu den Angeboten (Ebd., S. 321 – 326). Franz Osterroth etwa stellte 1930 ein »republikanisches Liederbuch« zusammen.[4] Hintergrundfolie für diese Initiativen war die sich abzeichnende, deutlich geringere Wahlbeteiligung jüngerer Bürger*innen sowie Stimmverluste der bürgerlichen Parteien. Seit 1924 hatten rund 4,6 Millionen Jung- und Erstwähler*innen der Nachkriegsjugend, die den geburtenstarken Jahrgängen 1904 bis 1908 angehörten, das Wahlalter erreicht. Die Befürchtung wuchs, dass größere Gruppen von Jungwähler*innen politisches Desinteresse an den Tag legen oder ihre Stimme der radikalen Rechten oder Linken geben würden. Im September 1930 hatten lediglich Sozialdemokraten und Kommunisten ihre Wähleranteile in der jungen Generation halten können, dabei konnten letztere eindeutig den größeren Anteil an Jungwähler*innenstimmen erobern.

In dieser Situation versuchte die SPD, über parteinahe, außerparlamentarisch agierende Organisationen an Einfluss zu gewinnen. Davon zeugt die Gründung der Eisernen Front 1931, eines Zusammenschlusses verschiedener paramilitärischer Verbände zur Verteidigung der Republik unter maßgeblicher Beteiligung des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold. Während Sebastian Elsbach in seiner Studie zum Reichsbanner von 2019 dem Jungbanner (Reichsbanner, S. 320 – 327, S. 514–519) und der Eisernen Front (Ebd., S. 36, S. 405 – 426) lediglich kurze Passagen widmete, steht letztere 2022 im Mittelpunkt von »Eiserne Front. Abwehrbündnis gegen Rechts 1931 bis 1933«. Es handelt sich dabei um den ersten Band einer neuen Reihe zur Demokratiegeschichte, gedacht für einen breiteren Interessentenkreis.[5] Darin wird beispielsweise vom Frankfurter Handwerkersohn Paul Müller, Jahrgang 1904, berichtet, der im Jungbanner sein Betätigungsfeld fand und sich im Juli 1932 an einem Aufmarsch der Eisernen Front in seiner Heimatstadt beteiligte. Solche lebensgeschichtlichen Hintergründe könnten gewiss helfen, die Motivationen für das republikanische Engagement Jüngerer stärker zu berücksichtigen, als dies in Elsbachs vor allem organisationsgeschichtlicher Untersuchung der Fall ist. Waren sie doch buchstäblich in »eisernen Zeiten« aufgewachsen, geprägt von prekären Lebenslagen und vielfach auch fehlenden Zukunftsperspektiven.[6] Nicht unerwähnt bleiben sollte, dass die Eiserne Front auch Frauen offenstand. In recht begrenztem Maße gelang es der Eisernen Front, den Eindruck zu vermitteln, dass der außerparlamentarische Raum nicht ausschließlich antirepublikanischen Kräften gehörte.

Hintergründe und Zusammenhänge kenntnisreich zu vermitteln und mit lebensgeschichtlich Individuellem und Exemplarischem zu verknüpfen, ist zweifellos eine Herausforderung für alle Autor*innen, die einen Bogen zwischen akademischer und breiterer Leser*innenschaft zu schlagen versuchen. Leser*innen und Besucher*innen des Archivs der Arbeiterjugendbewegung, die an Zusammenhängen von »Arbeiterjugend und Demokratiegeschichte« Interesse haben, seien als Lektüreeinstieg Elsbachs Darlegungen zur Eisernen Front empfohlen, auch wenn diese gut um einige ausführlichere biografische Beispiele hätten bereichert werden können. ■

---

[4] Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold (Hg.): »Wenn wir marschieren …«: Ein republikanisches Liederbuch, zusammengestellt von Franz Osterroth, Berlin 1930.

[5] Der zweite Band der Schriftenreihe der Gesellschaft zur Erforschung der Demokratie-Geschichte ist kürzlich erschienen: Barbara Stambolis: Jugendbewegungen. Aufbruch und Selbstbestimmung 1871– 1918, Wiesbaden 2022.

[6] Barbara Stambolis: Aufgewachsen in »eiserner Zeit«. Kriegskinder zwischen Erstem Weltkrieg und Weltwirtschaftskrise, Gießen 2014; Dies.: Jugend und Jugendbewegungen. Erfahrungen und Deutungen, in: Rossol/Ziemann, Aufbruch und Abgründe, S. 677– 696.

In Band 4 der Schriftenreihe des Archivs der Arbeiterjugendbewegung wurde das Jungbanner bereits ausführlicher behandelt, siehe: Wolfgang Uellenberg: Die Auseinandersetzungen sozialdemokratischer Jugendorganisationen mit dem Nationalsozialismus, Bonn 1981.

»Mit revolutionären Grüßen«

Wolf-Dieter Rudolph

René Senenko (Hg.)
»Mit revolutionären Grüßen!« Postkarten der Hamburger Arbeiterbewegung 1900 – 1945 für eine Welt ohne Ausbeutung, Faschismus und Krieg
VSA: Verlag Hamburg, Hamburg 2022
288 Seiten, Preis: 24,80 €
ISBN: 978-3-96488-108-3

Das Sammeln und Studieren von Postkarten ermöglicht vertiefte Kenntnisse von historischen Ereignissen. Einen guten Einblick in die Vielfalt solcher Postkarten bietet der Sammelband »›Mit revolutionären Grüßen!‹ Postkarten der Hamburger Arbeiterbewegung 1900 – 1945 für eine Welt ohne Ausbeutung, Faschismus und Krieg«. Vorab: Allein das Durchblättern und Betrachten der vielen Postkarten bereitet Freude!

Im internetlosen Zeitalter war es üblich, so der Herausgeber René Senenko in der Einleitung des Bandes, Postkarten von »denkwürdigen Ereignissen und Persönlichkeiten« zu drucken. Das nutzte auch die Arbeiterbewegung zur Informationsvermittlung und Agitation. Die hier entstandenen, z. T. einzigartigen historischen Dokumente – viele davon in diesem Band erstmals abgedruckt und so einem größeren Publikum zugänglich gemacht – ermöglichen einen Blick in eine heute (fast) vergessene Welt der Arbeiterbewegung. Erstaunlich, wie viele lokale Ereignisse damals auf Postkarte gedruckt und versehen mit Grußbotschaften an Genossinnen und Genossen, Familie oder Freunde versendet wurden.

In 60 Beiträgen kommentieren und kontextualisieren insgesamt 38 Autoren und Autorinnen die ausgewählten Postkarten. Jeder dieser Beiträge hätte eine Vorstellung verdient – das würde aber den Rahmen sprengen. Für an der Geschichte der Arbeiterjugend Interessierte sei auf zwei Beiträge hingewiesen: Der Beitrag von Christian Gotthardt widmet sich der lokalen Sozialistischen Arbeiter-Jugend (SAJ) mit dem Beitrag: »Die SAJ – mal handzahm, mal rebellisch« (S. 215–218). Gotthardt beschreibt, dass infolge des Tolerierungskurses der SPD gegenüber der Mitte-Rechts-Reichsregierung 1931 viele SAJler zur neugegründeten Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP) bzw. deren Jugendorganisation, dem Sozialistischen Jugendverband (SJV), übertraten, einige sogar in den Jugendverband der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD). Nach Verbot der SAJ im Juni 1933 kam es, so Gotthardt, in Harburg zur Gründung einer aus Ex-Angehörigen dieser Jugendorganisationen bestehenden Widerstandsgruppe. Von ihr wurden bis zum Auffliegen im Sommer 1934 u. a. »Glückwunschkarten« mit einem Linolschnitt

Rezensionen

Bildpostkarte vom 4. Deutschen Arbeiterjugendtag Hamburg 1925.
Aufstellung zum Festzug, Urheber: Arbeiterjugend-Verlag AAJB, Fotosammlung, 2/2624

kämpferischer junger Menschen unter der Flagge der Kommunistischen Jugendinternationale (KJI) und dem Text »Unseren Gruß zum Kampf für ein besseres Dasein!« verschickt. Die Karte war ursprünglich von der SAJ als Werbung allen Harburger Schulabgängern zugeschickt worden. Schon damals modernes Marketing! Maria Daldrup berichtet in ihrem Beitrag »Jugendtag, du Tag der Flammen« (S. 101 – 103) über den im August 1925 in Hamburg durchgeführten 4. Deutschen Arbeiterjugendtag, geradezu ein ›Massenevent‹: So nahmen z. B. an einer Veranstaltung in einem Sportstadium 100.000 Menschen teil. Von der Veranstaltung zeugen u. a. eine Bildpostkarte mit der Aufstellung zum Festzug sowie eine Festpostkarte, mit der Werbung gemacht wurde. Inhaltlich fanden viele der auf dem Arbeiterjugendtag erhobenen Forderungen zur Verbesserung der Ausbildungsbedingungen, wie etwa ein umfassendes »Berufsbildungsgesetz«, zwar bei der SPD Unterstützung, ein solch damals überfälliges Reformgesetz konnte aber dann, als die SPD ab 1928 wieder und letztmalig an einer Reichsregierung beteiligt war, gegenüber den bürgerlichen Koalitionspartnern nicht durchgesetzt werden.

Natürlich liegt mit dem 279-seitigen Werk keine umfassende Geschichte der Hamburger Arbeiterbewegung von 1900 bis 1945 vor. Aber wer das Buch von Anfang bis Ende liest, erhält nicht nur einen guten Überblick über die Entwicklung der Hamburger Arbeiterbewegung bzw. der Lokalgeschichte, sondern z. T. sogar sehr detaillierte, eigentlich eher in Fachpublikationen vermutete Informationen. Berichtet wird nicht nur von überörtlichen Großereignissen wie der Novemberrevolution 1918 und deren spezieller Entwicklung in Hamburg von Michael Joho – dazu passend: eine Bildpostkarte mit roter Fahne am Hamburger Rathaus und dem Titel: »Hamburg unter der roten Fahne« (S. 47). Hier hätte man allerdings die Gelegenheit nutzen können, auf den bis 1933 tätigen und heute vergessenen Arbeiterrat Groß-Hamburg hinzuweisen! Auch lokale Ereignisse mit überregionalen Auswirkungen werden in den Fokus gerückt, wie die sogenannten »Sülzeunruhen« 1919 (Michael Joho: Die Sülzeunruhen nach der Novemberrevolution, S. 61 – 67): Hier hatte ein Lebensmittelskandal zu einem »Volksaufstand« geführt, in dessen Folge Reichswehrminister Gustav Noske (SPD) trotz beruhigter Lage erst einmal 10.000 Mann Regierungs-

truppen schickte. Bebildert ist dieser Beitrag mit zahlreichen Karikaturenpostkarten zu den Unruhen. Zu den Ereignissen mit überregionaler Tragweite zählt auch der Hamburger (besser Barmbeker) Aufstand vom Oktober 1923, über den sich – wie der Autor Gert Krützfeldt in seinem Text: »Eine Postkarte zum Hamburger Aufstand. Aspekte der Erinnerung« (S. 77 – 82) zu recht bemerkt – auch heute noch die Geister scheiden. Damals hatte die örtliche KPD, welche gerade in der Arbeiterschaft eine große Resonanz hatte, einen eher dilettantischen bewaffneten Umsturz versucht. Diese KPD-Aktion war einer der Gründe für das »gestörte« Verhältnis zwischen SPD und KPD, dessen Perspektiven, Aktivitäten und vor allem Auseinandersetzungen in diesem Band an vielerlei Stelle behandelt und mit visuellem Material veranschaulicht werden.
In einem Beitrag über den Anarchismus stellen Folkert Mohrhof und Jonnie Schlichting die »Anarchisten im ›Roten Bollwerk‹« (S. 85 – 94) vor. Zahlreiche Postkarten geben überdies einen Einblick in die Alltagswelten der Arbeiter und Arbeiterinnen in der NS-Zeit, über die Brutalität dieser Zeit ebenso wie Versuche des Widerstands. Der Arbeitersport kommt ebenfalls nicht zu kurz. Besonders lesenswert ist hier der Beitrag über den »Arbeiterfußball in Stellingen« (S. 146 –148), in dem Corinna Schumann über mehrere Verwandte berichtet, die in der Abteilung Stellingen des Freien Turn- und Sportvereins »Fichte« aktiv waren. Illustriert wird dieser Beitrag mit Fotopostkarten. Hamburg und Altona waren Hochburgen des Arbeiterfußballs. Es wäre daher schön gewesen, wenn an dieser Stelle auf die Erfolge Hamburger Fußballer hingewiesen worden wäre. So war z. B. der SC Lorbeer 06 aus Rothenburgsort zwei Mal deutscher Fußballmeister. Damals mit dabei: der Vater von »Uns Uwe«, Erwin Seeler, mehrfacher Nationalspieler.

Es werden ebenso klassische Kartenmotive wie Gebäudeansichten im Band besprochen.Mit solchen Ansichtspostkarten werden u. a. das Gewerkschaftshaus (S. 34 – 39) und die ADGB-Heimstätte (S. 125 – 132) ausführlich gewürdigt. Und wer Informationen über Arbeiterfotografie benötigt: sie finden sich im

Festpostkarte zum 4. Deutschen Arbeiterjugendtag Hamburg 1925, Arbeiterjugend-Verlag.

Band! Erfreulich ist zuletzt, dass auch zahlreiche Akteure und Akteurinnen der Arbeiterbewegung bzw. des linksliberalen Lagers der Vergessenheit entrissen wurden. Beispiele: Der
Ex-Generalmajor Paul von Schoenaich, welcher vom »Schwertgläubigen« zum Friedenskämpfer (1929 Präsident der Deutschen Friedensgesellschaft) mutierte (S. 230 – 233) oder die engagierte SPD/USPD-Politikerin Luise Zietz, die nicht zuletzt wegen ihres Engagement für Frauenrechte (sie setzte 1908 erstmals eine Quotierung im SPD-Vorstand durch) und gegen Militarismus für die bürgerliche Rechte und viele MSPD-Vertreter ein »rotes Tuch« war. Sie wird im Beitrag über die Hamburger Frauenbewegung in einem eigenen Abschnitt porträtiert (S. 58 – 60).

Insgesamt eignet sich der Band sehr gut, aber keineswegs nur als informative wie anschauliche Urlaubslektüre. Zugleich erlauben ein Anmerkungsapparat sowie Hinweise zu weiterführender Literatur eine vertiefende Auseinandersetzung mit der (visuellen) Geschichte der Arbeiterbewegung in Hamburg von 1900 bis 1945. ■

AUS DER ARBEITER*INNENJUGENDBEWEGUNG

100 Jahre Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde: (Sozialistische) Erziehung für eine Zukunft, die nicht kam

Frederik Schwieger

2023 jährt sich die Gründung der Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde (RAG) ein hundertstes Mal. Hundert Jahre Geschichte eines sozialistischen Erziehungsverbandes, auf die wir zurückblicken können. Hundert Jahre Geschichte, in denen es leider nicht gelungen ist, einen entscheidenden Schritt in Richtung Sozialismus voranzukommen, auch wenn es sicherlich schon Zeiten gab, in denen es besser um unsere Sache stand. Über viele Jahrzehnte konnten einige soziale Errungenschaften erkämpft werden. Zugleich veränderten sich die Produktions- und Lebensweisen sowie die alten sozialen Zusammenhänge in der Arbeiter*innenschaft. Damit einher ging der Verlust des Bewusstseins der Zugehörigkeit zum gesellschaftlichen Kollektiv der Lohnarbeitenden. Arbeiten müssen zwar immer noch fast alle, als eine Klasse, die ein gemeinsames Schicksal teilt, begreift sich hingegen kaum jemand mehr. Mit Sozialismus haben die Menschen nach Jahrzehnten der Niederlagen kollektiver Interessensvertretungen in der Regel nichts mehr am Hut.

Das war nicht immer so. Zu Zeiten der Kinderfreunde und davor, also in den 1920er und frühen 1930er Jahren, existierte eine starke Arbeiter*innenbewegung, die von Sport bis Kultur und Gesang ein umfassendes proletarisches Vereinswesen hervorbrachte. Nach der Novemberrevolution gerieten auch junge Menschen mehr in den Fokus der Arbeiter*innenbewegung, denn auf ihnen ruhte die Hoffnung für eine sozialistische Zukunft. War die nur ein Jahr zuvor gegründete Sozialistische Arbeiter-Jugend (SAJ) für den Jugendbereich zuständig, so füllten die 1923 gegründeten Kinderfreunde die Leerstelle der sozialistischen Erziehung der Arbeiterkinder. Ihr Motto: »Der Befreiungskampf der Arbeiterklasse beginnt nicht erst im politischen und wirtschaftlichen Kampfe der Erwachsenen, der Befreiungskampf beginnt bei der Erziehung der Arbeiterkinder«.[1] Das Programm der Bewegung hatte in der Klassenlage der Arbeiter und ihrer Kinder ihren Ausgangspunkt, im Sozialismus ihr allgemeines Ziel«.[2] Kurt Löwenstein (1885–1939), der Vorsitzende der Organisation, gab der neuen Bewegung durch Wort und Tat die politische Richtung. Eingebettet in das Arbeiter*innenmilieu und unter dem Schutz einer starken sozialdemokratischen Partei, die sich zumindest in ihrem Selbstverständnis noch als sozialistische verstand, bauten sich die Kinderfreunde in den kommenden Jahren zur größten laienreformpädagogischen Organisation weltweit auf, die über 110.000 Arbeiterkinder in ihren Gruppen vereinigte und an deren Kinderrepubliken über die Jahre tausende proletarische Kinder teilnahmen.[3] In bewussten Arbeiter*innenfamilien war klar: Der Nachwuchs wird bei den Kinderfreunden von älteren Proletarier*innen »von der Klasse, für die Klasse« siegessicher für eine sozialistische Zukunft erzogen. Siegesgewiss war die damalige Arbeiter*innenbewegung, weil sie

---

[1] Kurt Löwenstein: Die Aufgaben der Kinderfreunde (1929), in: Ferdinand Brandecker/Hildegard Feidel-Metz, (Hg.): Sozialismus und Erziehung. Eine Auswahl aus den Schriften 1919 – 1933, Bonn-Bad Godesberg 1976, S. 213 – 234, hier: S. 234.

[2] Ebd., S. 215.

[3] Siehe Heinrich Eppe: Die »Kinderfreunde«-Bewegung, in: Ders./Ulrich Herrmann: Sozialistische Jugend im 21. Jahrhundert. Studien zur Entwicklung und politischen Praxis der Arbeiterjugendbewegung, Weinheim/München 2008, S. 160 – 188, hier: S. 165; außerdem zu den Kinderfreunden eine Rede zum fünfzigsten Todesjahr von Kurt Löwenstein am 21. Oktober 1989 in Berlin-Neukölln, auf die sich der Titel des Beitrages bezieht: Heinrich Eppe: Erziehung für eine Zukunft, die nicht kam? Zur Bedeutung und Aktualität der politischen Pädagogik Kurt Löwensteins, hg. vom Archiv der Arbeiterjugendbewegung, Oer-Erkenschwick 1989, AAJB, BRO A 243.

Kinderrepublik Seekamp (1927) AAJB, Fotosammlung, 02/08

AUS DER ARBEITER*INNENJUGENDBEWEGUNG

von einer quasi naturnotwendigen, fortschrittlichen Entwicklung zum Sozialismus ausging: Schritt für Schritt sollte die andere Gesellschaft aus der kapitalistischen heraus entstehen. Doch diese Zukunft kam nie.

Schon die Gründung der Kinderfreunde im Jahr 1923 – einige sprechen von einem »Scheidejahr der Arbeiterbewegung«[4] – kann dabei auch als Ergebnis der Niederlagen der Arbeiter*innenbewegung in den frühen, umkämpften Jahren der Weimarer Republik gelesen werden: Weil es trotz Beteiligung an den Institutionen des Staates nicht gelang, den Staate entsprechend der eigenen Zielsetzungen grundlegend zu verändern, d. h. die Produktionsmittel zu sozialisieren, den alten kaiserlichen Verwaltungsapparat zu entmachten und die Reaktion abzuwehren. Die vielen Revolten in diesen Jahren wurden blutig niedergeschlagen und endeten mit krachenden Niederlagen für die Arbeiter*innen. Selbst die kleinen Schritte schienen oft nicht recht zu gelingen: Sozialistische Pädagog*innen und entschiedene Schulreformer machten sich direkt nach der Novemberrevolution 1918 daran, das Bildungs- und Erziehungssystem grundsätzlich zu verändern. In diesen schwärmerischen Tagen schien kurzzeitig fast alles möglich, wie Löwenstein es einmal beschrieb. Das Gebot der Stunde war der Kampf in den plötzlich veränderbar erscheinenden Institutionen.

Doch die alten autoritären Strukturen konnten nicht gebrochen werden. Die weltliche Schule blieb Ausnahme, die alten Lehrer*innen auf ihren Stellen und die Dreigliedrigkeit des Schulsystems, als Garant der Selektion und einer nur rudimentären Bildung der Arbeiterkinder, blieb unangetastet. Diese Erfahrungen musste Löwenstein auch persönlich machen: Es gelang der USPD/SPD trotz ihrer Mehrheitsposition 1921 nicht, sich gegenüber der Hetze der bürgerlichen und faschistischen Kräfte gegen den »roten Juden« Löwenstein als gewählten Oberstadtschulrat in Berlin durchzusetzen.[5] Und so war diese Zeit der Hoffnung auf Veränderung schnell vorbei und stattdessen ging es daran, sich nicht unterkriegen zu lassen, einen neuen Anlauf zu starten, die Zukunft, die man trotz alledem mit Gewissheit als sozialistische erwartete, in den Köpfen der Kinder des Proletariats vorzubereiten. Wenn schon keine proletarische Erziehung in der Institution Schule verankert werden konnte, so sollten zumindest die Arbeiterkinder zukünftig in ihrer Freizeit sozialistisch erzogen und damit auch dem Einfluss des alten preußischen Erziehungssystems entzogen werden.

Cover von: Kurt Kerlöw-Löwenstein: Das Kind als Träger der werdenden Gesellschaft, Wien 1923 AAJB, MB 982

[4] 1923 das Jahr, in dem auch mit der marxistischen Arbeitswoche und der Veröffentlichung von Georg Lukacs' »Geschichte und Klassenbewußtsein« der Grundstein für den »westlichen Marxismus« gelegt wurde. Die Historikerin Rhena Stürmer sprach deshalb in einem Vortrag bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung von: »1923 – Scheidejahr der Arbeiterbewegung«. Siehe: https://soundcloud.com/rosa-luxemburg-stiftung-thueringen/1923-scheidejahr-der-arbeiterbewegung [zuletzt aufgerufen am: 27.04.2023].

[5] Vgl. Norbert Kozicki: Mit dem Hakenkreuz gegen einen sozialistischen Politiker im Jahr 1920 oder: Wie Kurt Löwenstein als Oberschulrat von Groß-Berlin verhindert wurde, in: Mitteilungen des Archivs der Arbeiterjugendbewegung (2021) H. 2, S. 40 – 47.

Die (pädagogische) Arbeit der Kinderfreunde

Als Organisation der Arbeiter*innenbewegung verstanden die Kinderfreunde sich als sozialistische Vorfeldorganisation des Proletariats. Löwenstein und die Kinderfreunde bezogen die Erziehung der heranwachsenden Generation auf die ›werdende‹ zukünftige Gesellschaft. Sozialistisches Denken und Fühlen, die Idee des Sozialismus an proletarische Kinder heranzutragen und auf die sozialistische Zukunft vorzubereiten, das war Programm und Ziel der Kinderfreundebewegung. Die Erziehungsaufgabe der Arbeiter*innenbewegung sei unabdingbar, weil die proletarischen Kinder sonst »der Gesellschaft, die sie bilden sollen, so hilflos gegenüber stehen wie einstmals der neuentstandene Fabrikarbeiter der Maschine.«[6]

[6] Kurt Löwenstein: Das Kind als Träger der werdenden Gesellschaft (1928), in: Ferdinand Brandecker/Hildegard Feidel-Metz, (Hg.): Sozialismus und Erziehung. Eine Auswahl aus den Schriften 1919–1933, Bonn-Bad Godesberg 1976, S. 91–211, hier: S. 114.

In der Gemeinschaft der Kinderfreunde konnte Solidarität praktisch erlebt werden. In dieser Keimzelle der zukünftigen Gesellschaft sollte sich sozialistisches Denken und Fühlen entwickeln.

Dabei ging die Bewegung von einer doppelten Unterdrückung des proletarischen Kindes aus: einerseits von der allgemeinen wirtschaftlichen Not und dem unsicheren Dasein des Proletariats, andererseits von der autoritären Erziehung und den Zwängen des Alltags. Dagegen sollte die Gemeinschaft der Kinderfreundegruppe Selbstbewusstsein und Zukunftsfreudigkeit fördern, damit sich die neue Generation voller Überzeugung und Selbstvertrauen der historischen Aufgabe, eine klassenlose Gesellschaft zu erkämpfen und aufzubauen, widmen konnte. Nicht ein einzelnes schwaches Arbeiterkind, sondern »Kämpfer für [ihre] Klasse [sollten sie] werden«. In der Gemeinschaft der Kinderfreunde konnte Solidarität praktisch erlebt werden. In dieser Keimzelle der zukünftigen Gesellschaft sollte sich sozialistisches Denken und Fühlen entwickeln. In der Gruppe sollte das einzelne Arbeiterkind lernen, dass es nicht schwach und allein ist. Sein vermeintliches Einzelschicksal war kein Einzelschicksal. Es wurde durch die gesellschaftlichen Verhältnisse produziert. Hundertausende andere Kinder mussten ähnliche Erfahrungen machen. »Nicht mit begrifflicher Klarheit, aber in seinem instinktiven Erfassen erlebt es seine Befreiung aus der Einzelexistenz. So entstehen die Anfänge eines kollektiven Selbstbewußtseins«[7], so Löwenstein. In der sozialistischen Erziehungsbewegung war klar, »daß alle, Starke und Schwache, Kleine und Große, in Solidarität miteinander verbunden sein sollen.«[8] Durch diese solidarische und gemeinschaftliche Klassenerziehung sollten die Kinder des Proletariats herausgelöst werden aus der Gedanken- und Lebenswelt der bürgerlichen Kräfte und ihrer Erziehung.

Die Kinderrepubliken – der jährliche Höhepunkt der Gruppenarbeit – waren der Ort, an dem die sozialistischen und demokratischen Ideen der Kinderfreunde zumindest für eine bestimmte Zeitspanne gelebt werden konnten: Hier konnten die Kinder gemeinsam mit ihren Helfer*innen ihren »Staat« selbst aufbauen und verwalten,

[7] Löwenstein, Aufgaben der Kinderfreunde, S. 219.

[8] Ebd., S. 218.

Arbeiterkinder beim Bau eines Holzsteges in der Kinderrepublik Seekamp (1927) AAJB, Fotosammlung, 02/08

hier wurde in den Gruppen und im Lagerparlament gemeinsam gestritten und diskutiert. »Die Kinderrepublik als Insel, als Experimentierfeld, mitten in der niederdrückenden kapitalistischen Wirklichkeit, sollte auf einer naiven, kindsgemäßen Ebene Sozialismus als Möglichkeit und Aufgabe praktisch erlebbar machen«.[9] Die pädagogische Idee hinter den Kinderrepubliken war es, den Kindern einen Raum zur Verfügung zu stellen, in dem möglichst viel Selbsttätigkeit, Mitbestimmung und solidarische Zusammenarbeit erfahrbar gemacht werden kann, z. B. durch die Umsetzung demokratischer Prinzipien, Selbstverwaltung und Selbstorganisation innerhalb der Kinderrepubliken: »Für sie sind Zeltgemeinschaft, Zeltobmann, Gemeindevertretung, Bürgermeister, Lagerparlament, Sachverwalter und Präsident keine leeren Worte. Alles ergibt sich für sie aus der praktischen Notwendigkeit ihres eigenen Lebens. Sie selbst sind nicht nur beteiligt, sie schaffen alles aus der eigenen Erfahrung ihres Lebens und in der Begeisterung, sich selber einen Staat zu bauen.«[10] Im Lagerparlament wurden dann die Ausflugsziele bestimmt oder Streitereien geschlichtet.

Das Ziel war die Kinderselbstverwaltung im Zeltlager. Mädchen und Jungen wurden bei den Kinderfreunden koedukativ erzogen und übernachteten wie selbstverständlich in gemeinschaftlichen Gruppenzelten. Auf internationalen Kinderrepubliken wurde insbesondere der Gedanke der Völkerverständigung und des Friedens gepflegt, dort konnten die deutschen Kinder ihre Klassengenoss*innen aus Frankreich, Großbritannien oder der Tschechoslowakei kennenlernen. Erziehung wurde so nicht von oben herab oder als moralische Forderung an das Kind herangetragen, sondern durch das eigene Tun ganz anders verarbeitet. Ein Stück weit war die pädagogische Arbeit der Kinderfreunde also immer auch konkret gelebte Utopie: Schon hier und heute wollen wir anders leben, wollen wir anders miteinander umgehen, solidarisch voneinander und miteinander lernen.

Mit Blick auf moderne pädagogische Ansätze kann wohl ohne große Übertreibung festgestellt werden, dass die sozialistische Erziehungsbewegung ihrer Zeit um Jahrzehnte voraus war und viele ihrer Elemente heute auch dort vertreten werden.

---

[9] Ebd., S. 231.

[10] Ebd., S. 230.

Kurt Löwenstein in der Kinderrepublik Seekamp (1927)
AAJB, Fotosammlung, 02/08

Doch die Zukunft kam nie

Die Kinderfreundebewegung war von großem Idealismus geprägt und wurde von einem starken Glauben an die Zukunft getragen. Zu Recht kann man daran kritisieren, dass dabei die Bewältigung der kapitalistischen Gegenwart aus dem Blick geriet. Die RAG und Löwenstein waren hier ganz Kinder ihrer Zeit und noch geprägt von den Vorstellungen der zweiten Internationale: Die Entstehung der sozialistischen Gesellschaft wurde aus dem Kapitalismus selbst abgeleitet. Der pädagogischen Arbeit fiel die Aufgabe zu, die in der Gesellschaft aufgrund von Klassenlage und Produktivkraftentwicklung angelegten Tendenzen bei ihrer Ausreifung durch Erziehungsarbeit zu befördern und zu unterstützen. Als Zielvorstellung erschien hier der Mensch, »welcher die Entwicklungstendenzen der Gesellschaft erkennt und durchdringt und entsprechend seiner Erkenntnis handelt.«[11] Weil der Sozialismus aber durch den Kapitalismus selbst verbürgt ist, reicht es, dass das Erkennen, von dem Löwenstein spricht, oberflächlich bleibt. Es ist selbst eher mechanischer Reflex als der gemeinsame Versuch der Arbeiterkinder, die Gesellschaft nach ihren Möglichkeiten zu durchdringen. Deshalb lag der Fokus der Kinderfreunde, ähnlich wie in anderen Massenorganisationen der Sozialdemokratie, zu wenig auf der Bildung ihrer Mitglieder. Das Ziel einer sozialistischen Erziehung war so weniger eine Erziehung zur Bewältigung der kapitalistischen Gegenwart, sondern für eine sozialistische Zukunft.

Die sozialistische Zukunft jedenfalls, die man erwartete und für die so gewissenhaft erzogen wurde, kam nie. Auf die Weimarer Zeit folgte die nationalsozialistische Barbarei. In dieser Situation versagte die größte und bestorganisierte Arbeiter*innenbewegung der Welt, SPD und KPD konnten sich nicht auf ein gemeinsames zielgerichtetes Handeln einigen. Die Kinderfreunde wurden im Juni 1933 verboten und ihre bekannten Funktionär*innen flüchteten ins Ausland oder landeten im ›Zuchthaus‹ oder Konzentrationslager.. Die Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde existierte als Verband in dieser Form nur knappe zehn Jahre. Doch trotz mancher Schwächen in der Theorie erlaubte das solidarische Gemeinschaftserleben in der Gruppe, die Erfahrung der Zeltlager eine Art Alternativ- bzw. Gegenkultur. »Kein Klassenstandpunkt ist objektiv gegeben«,[12] heißt es bei Antonio Gramsci. Die Kinderfreunde trugen ihren Teil dazu bei, diesen herauszubilden. Nicht in begrifflicher Schärfe oder in einer bewussten Verarbeitung wurde die andere Gesellschaft hier erlebbar, sondern als ein Gefühl, dass es anders sein könnte. Dass es möglich wäre, als Menschen in einer anderen Form von Assoziation, einer freien Assoziation, in Beziehung zueinander zu treten und nach diesem Bild die Gesellschaft zu gestalten. Anknüpfend an das solidarische Gemeinschaftserleben muss es Ziel einer modernen sozialistischen Erziehung sein, dieses Erleben aufzunehmen und zum Ausgangspunkt zu machen für eine kritische inhaltliche Auseinandersetzung mit den Zusammenhängen und eklatanten Widersprüchen dieser Gesellschaft. ■

---

[11] Nikolaus Richartz: Die Pädagogik der Kinderfreunde, Weinheim 1981, S. 301.

[12] Antonio Gramsci: Erziehung und Bildung, Gramsci-Reader, Hamburg 2004, S. 16.

AUS DEM ARCHIV

PROTESTORY! Eine interaktive Plattform zu Geschichte und Gegenwart von Jugendprotestkulturen

Maria Daldrup

Wer das Archiv der Arbeiterjugendbewegung kennt, der*die weiß, dass digitale Projekte kein Neuland für uns sind. Schon 2019 haben wir am Kulturhackathon Coding da Vinci teilgenommen – einer Initiative, die Kulturinstitutionen mit Informatiker*innen, Spieleentwickler*innen und überhaupt kreativen Menschen zusammenbringt, um gemeinsam ein digitales Format zu kreieren. Herausgekommen ist 2019 die Webseite »Demokratie erleben«. Auf der Seite https://demokratie-erleben.arbeiterjugend.de/ könnt ihr Anna, Karl und Gerda in eine Kinderrepublik der 1920er Jahre folgen und erfahren, was es heißt, gemeinsam mit anderen jungen Menschen ein Zeltlager – und Demokratie! – selbst zu gestalten. Zusammengebracht hat uns »Demokratie erleben« mit dem Digitalwarenkombinat aus Leipzig, das uns auch bei unserem aktuellsten Projekt PROTESTORY! unterstützte. Gefördert wurde PROTESTORY! vom Programm für digitale Interaktionen »dive in« der Kulturstiftung des Bundes.

PROTESTORY! bietet als cross-mediale, multiperspektivische Webplattform eine Auseinandersetzung mit Protestkulturen der Arbeiter*innenjugend seit dem frühen 20. Jahrhundert bis heute. Das Ziel von PROTESTORY! ist es, Gestaltungspotentiale jugendkulturellen Protests digital erlebbar und historisches Wissen für heutige Herausforderungen nutzbar zu machen. Dabei gibt PROTESTORY! einen Einblick in die vielfältigen historischen Quellen zu Jugendprotesten, die im Archiv der Arbeiterjugendbewegung verwahrt werden mit Themen wie: Antifaschismus, Demokratie, Partizipation, Antirassismus, Gleichberechtigung, Anti-Atomkraft, Pazifismus, Antikapitalismus, u. v. m. Aber nicht nur das: Durch die spielerische Aneignung von historischem Wissen über Proteste sollen die Nutzer*innen zugleich inspiriert werden, sich selbst als kritisch-reflektierte Bürger*innen aktiv in die Gesellschaft einzubringen.

Mithilfe von PROTESTORY! werden im Archiv der Arbeiterjugendbewegung verwahrte Archivalien aus dem Magazinregal in die digitale Welt transferiert und die Nutzung vom heimischen Rechner, dem Tablet oder Smartphone möglich. Dies entspricht unserem Verständnis als ein für alle leicht zugänglicher Vermittlungsort, als Institution historisch-politischer Bildung für ganz unterschiedliche Zielgruppen – ob nun in analoger oder digitaler Weise.

Viel Freude also mit unserem neuesten Digitalformat: www.protestory.de!

Protestory
Kunst des Protestes
Protestkunst
Lorem ipsum dolor sit amet, consectetur adipiscing elit. Quisque odio magna, scelerisque a mi vel, consectetur auctor nunc.Lorem ipsum dolor sit amet, consectetur adipiscing elit.
Quisque odio magna, scelerisque a mi vel, consectetur auctor nunc.Lorem ipsum dolor sit amet, consectetur adipiscing elit.
Lorem ipsum dolor sit amet, consectetur adipiscing elit. Quisque odio magna, scelerisque a mi vel, consectetur auctor nunc.Lorem ipsum dolor sit amet, consectetur adipiscing elit.
Jugend für Ausländer-Freundlichkeit
Kunst des Protestes
Bundeswehr ein Ungeheuer 1. Scheiße
AKTION ROTER KU
Protestkunst
STOP

40 Jahre Archiv der Arbeiterjugendbewegung: Festakt am 23. September 2023 in Oer-Erkenschwick

Am 23. September 2023 begeht das Archiv der Arbeiterjugendbewegung mit einem Festakt in Oer-Erkenschwick seinen 40. Geburtstag. Gemeinsam mit uns nahestehenden Vertreter*innen aus Politik und Öffentlichkeit, Wissenschaft und Archivwesen, Jugendverband und Förderkreis feiern wir dieses Jubiläum.

Wir freuen uns auf eure Anmeldung zum Archivjubiläum am 23. September 2023
per Mail an: archiv@arbeiterjugend.de
oder telefonisch unter: 0 23 68 - 5 59 93

Bitte gebt bei eurer Anmeldung an, ob ihr als Tagesgäste dabei seid oder im Salvador-Allende-Haus in Oer-Erkenschwick übernachten möchtet.

Die Teilnehmer*innenzahl vor Ort ist begrenzt, sodass sich eine frühzeitige Anmeldung lohnt. Alle weiteren Informationen finden sich unter www.arbeiterjugend.de.

40 Jahre

Archiv der Arbeiterjugendbewegung

[illegible]	**Anmeldung und Sektempfang**
[illegible]	**Begrüßung: Prof. Klaus Schäfer (Staatssekretär a. D., Köln)** *Gesamtmoderation: Bärbel von Dassel*
[illegible]	**Grußworte: Das Archiv der Arbeiterjugendbewegung aus politischer Perspektive** **Lorenz Bahr** (Staatssekretär im Ministerium für Kinder, Jugend, Familie, Gleichstellung, Flucht und Integration, NRW) **Thomas Kutschaty** (stellv. Bundesvorsitzender der SPD) **Johannes Kemper** (stellv. Bürgermeister Oer-Erkenschwick, SPD)
[illegible]	**Gesprächsrunde: Das Archiv der Arbeiterjugendbewegung in der Forschungs- und Archivlandschaft** **Prof. Dr. Stefan Berger** (Institut für soziale Bewegungen, Bochum) **Dr. Anja Kruke** (Archiv der sozialen Demokratie, Bonn) **Dr. Susanne Rappe-Weber** (Archiv der deutschen Jugendbewegung, Witzenhausen) **Prof. Dr. Barbara Stambolis** (Historikerin, Münster)
[illegible]	**Pause mit Kaffee und Kuchen im Speisesaal**
[illegible]	**Gesprächsrunde: Entstehung und Perspektiven des Archivs der Arbeiterjugendbewegung** **Maria Dältdrup** (AAJB) **Dr. Heinrich Eppe** (ehem. AAJB) **Konrad Gilges** (Förderkreis, ehem. MdB) **Maja Iwer** (SJD – Die Falken, Landesverband NRW) **Heike Langneff-Riedel** (Zeltlagerplatz e. V.) **Loreen Schreck** (SJD – Die Falken, Bundesverband) *Moderation und Schlusswort: Dr. Wolfgang Uellenberg-von Dassel (Förderkreis)*
[illegible]	**Archivführung**
[illegible]	**Abendessen und musikalischer Ausklang**

Anmeldung:

Wir freuen uns auf eure Anmeldung zum Archivjubiläum am **23. September 2023** per Mail an: **archiv@arbeiterjugend.de** oder telefonisch unter: **02368-55993**.

Bitte gebt bei eurer Anmeldung an, ob ihr als Tagesgäste dabei seid oder im Salvador-Allende-Haus in Oer-Erkenschwick übernachten möchtet.
(Preise p.P.: Einzelzimmer: 70 Euro // Doppelzimmer: 55 Euro // Mehrbettzimmer: 40 Euro)

AJB

Slave Cubela

Maria Daldrup

Ralf Hoffrogge

Christoph Hövel

Wolf-Dieter Rudolph

Janika Schmidt

Arne Schott

Philipp Schweizer

Frederik Schwieger

Barbara Stambolis

Wolfgang Uellenberg-van Dawen

AUTOR*INNEN

Slave Cubela, geb. 1972, Studium der Politikwissenschaft/Germanistik in Frankfurt am Main, seit 2003 Mitarbeit bei »express. Zeitung für sozialistische Betriebs- und Gewerkschaftsarbeit« (Frankfurt), diverse Publikationen zu den Themenfeldern Klassen- und Klassenkampftheorie, ab 2009 hauptberufliche Arbeit als Organizer für eine große deutsche Gewerkschaft.

Maria Daldrup, M. A., geb. 1980, studierte Geschichte, Fachjournalistik, Soziologie und Germanistik an der Universität Gießen. Nach einem Volontariat im Verlag Westfälisches Dampfboot in Münster (2008 – 2009) arbeitete sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG-Projekt »Bevölkerungsfragen« (Universität Oldenburg, 2009 – 2013) sowie im DFG-Projekt »Erschließung und Digitalisierung des Fotografen-Nachlasses Julius Groß« im Archiv der deutschen Jugendbewegung (2014 – 2015). Hiernach war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Fachjournalistik Geschichte an der Universität Gießen (2017 – 2019). Überdies arbeitete sie als Hochschuldozentin sowie freiberufliche Historikerin in verschiedenen Projekten, u. a. beim Deutschen Jugendherbergswerk. Seit Juni 2019 ist sie Leiterin des Archivs der Arbeiterjugendbewegung.

Ralf Hoffrogge, Dr. phil., ist Historiker und lebt in Berlin. Seine Einführung: Sozialismus und Arbeiterbewegung in Deutschland und Österreich. Von den Anfängen bis 1914, 2. erw. Auflage, Stuttgart 2017, versucht eine neue Lesart zur Geschichte einer alten Bewegung. Weitere Publikationen u. a.: Richard Müller. Der Mann hinter der Novemberrevolution, 2. korr. und erw. Auflage, Berlin 2017 sowie Werner Scholem. Eine politische Biographie (1895 – 1940), Konstanz 2014.

Christoph Hövel, geb. 1984, studierte Soziologie an der Universität Duisburg-Essen sowie Philosophie und Kunstgeschichte an der Ruhr-Universität Bochum. Seit April 2019 arbeitet er als Bildungsreferent im Salvador-Allende-Haus der SJD – Die Falken in Oer-Erkenschwick.

Wolf-Dieter Rudolph, u. a. tätig als Gewerkschaftssekretär bei der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr (ÖTV) in Bremen und verantwortlicher Redakteur der Fachzeitschrift »Arbeitsrecht im Betrieb«; heute arbeitet er als selbständiger Rechtsanwalt für Arbeitsrecht in Berlin. Zu seinen Aufgaben gehören die Vertretung, Beratung und Schulung von Betriebsräten und Schwerbehindertenvertretern.

Janika Schmidt, geboren 1999, studiert Geschichte, Kunstgeschichte und Filmwissenschaften in Jena und ist seit ihrer Jugend bei den Falken tätig – aktuell in Erfurt, davor in Jena und in Braunschweig. Im Frühjahr diesen Jahres absolvierte sie im Rahmen ihres Studiums ein Praktikum im Archiv der Arbeiterjugendbewegung.

Arne Schott, M. A., studierte Geschichte und Soziologie an der Universität Trier. Zuletzt war er als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Heidelberg tätig. Dort arbeitete er im Projekt »Aushandlung und Teilhabe im Programm ›Humanisierung des Arbeitslebens‹« (2018 – 2021, gefördert von der Hans-Böckler-Stiftung) und verfasst im Moment seine Dissertation zu eben diesem Themengebiet. Seit Juli 2022 arbeitet er als Archivpädagoge im Archiv der Arbeiterjugendbewegung.

Philipp Schweizer, studierte Sozialwissenschaften, arbeitet als Geschäftsführer des Kinder- und Jugendrings Sachsen-Anhalt. Er war Referent der Kinder-, Jugend- und Bildungspolitischen Kommission im Bundesvorstand der SJD – Die Falken und war bis Februar 2017 viele Jahre deren Landesvorsitzender in Thüringen. Aktuell ist er leitender Koordinator des Landesjugendwerks der Arbeiterwohlfahrt (AWO) in Thüringen. Schweizer beschäftigt sich seit seiner Jugend intensiv mit der Geschichte der Arbeiter*innen(jugend)bewegung.

Frederik Schwieger, studiert derzeit Soziale Arbeit im Master und ist Teil des Vorstandes des Förderkreises »Dokumentation der Arbeiterjugendbewegung«. Er war lange ehren- und hauptamtlich bei der SJD – Die Falken und einige Jahre Geschäftsführer beim Stadtjugendring Leipzig. Sein thematisches Interesse gilt besonders der sozialistischen Pädagogik, der Verbandsgeschichte und der Archivpädagogik.

Barbara Stambolis, Prof. Dr., Historikerin, Professorin in Neuerer und Neuester Geschichte; kultur- und sozialgeschichtliche Forschungsschwerpunkte, u. a. Studien zu Kriegskindheiten und ihren Folgen sowie zu Jugend- und Generationengeschichte im 20. Jahrhundert, zuletzt: Barbara Stambolis: Jugendbewegungen. Aufbruch und Selbstbestimmung 1871 – 1918, Wiesbaden 2022. Siehe auch: www.barbara-stambolis.de.

Wolfgang Uellenberg-van Dawen, Dr., geb. 1950, Promotion im Fach Geschichte. Ehemaliger Leiter des Ressorts Politik und Planung in der ver.di-Bundesverwaltung, Vorsitzender des Förderkreises »Dokumentation der Arbeiterjugendbewegung«.

Frederik Schwieger

100 Jahre Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde: (Sozialistische) Erziehung für eine Zukunft, die nicht kam

Lesen S. 50

PROTESTORY!

Lesen S. 56

Eine interaktive Plattform zu Geschichte und Gegenwart von Jugendprotestkulturen

Maria Daldrup

40 JAHRE ARCHIV DER ARBEITERJUGENDBEWEGUNG

Festakt am 23. September 2023

Einladung S. 58

Mitteilu

ARCHIV DER
ARBEITERJUGENDBEWEGUNG

Mitteilungen 1/2023

Archiv der Arbeiterjugendbewegung · Oer-Erkenschwick

Die »Mitteilungen des Archivs der Arbeiterjugendbewegung« werden vom Förderkreis »Dokumentation der Arbeiterjugendbewegung« und dem Archiv der Arbeiterjugendbewegung herausgegeben.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Redaktion Maria Daldrup, Arne Schott, Wolfgang Uellenberg-van Dawen

Gestaltung Gerd Beck

Umschlaggestaltung SJD – Die Falken während einer Maidemonstration 1956 · AAJB, Fotosammlung, 05/0116

Archiv der Arbeiterjugendbewegung
Haardgrenzweg 77 | D-45739 Oer-Erkenschwick
Telefon: 02368.55993
archiv@arbeiterjugend.de | www.arbeiterjugend.de

Bankverbindung Zeltlagerplatz e.V./Förderkreis
Sparkasse Vest Recklinghausen
IBAN DE96 4265 0150 0000 701284
SWIFT/BIC WELA DED1 REK

ISSN 1866-3818

In einigen Fällen konnten die Inhaber*innen von Rechten an Fotografien nicht ermittelt werden. Etwaige Rechteinhaber*innen werden gebeten, Kontakt mit dem Archiv der Arbeiterjugendbewegung aufzunehmen.